

**Vergißmeinnicht**  
**1911**

2 (1911)

---

# Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift  
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und  
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission  
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

29. Jahrgang.

Nº. 2.

Erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mr. 1,50,  
direkt franko zu-  
gelandt oder von  
unsern Befördern  
bezogen.

Überzahlungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.  
Probenummern  
gratis.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Wert zu Gunsten  
der armen Heiden  
in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergißmeinnicht  
gechehen am ein-  
fachsten auf dem  
Abschnitt der  
Zahlkarte oder  
Postanweisung.

Postcheck-Konto  
Köln Nr. 1652.



Februar 1911.

Köln a. Rh.

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtenmalen allen  
Wohltätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Beförderer des  
Vergißmeinnicht  
werden an allen  
Orten gesucht.

für die Abonnenten  
des Vergißmeinnicht  
als Wohltäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Kollegiatkirche  
zu Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelebt.



Gute Freunde.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergleichmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

### Es reitet gar schnell der Tod.

Der schnellste Reiter ist der Tod;  
Er überreitet das Morgenrot,  
Des Wetters rasches Blitzen;  
Sein Stoß ist fahl und ungeschirrt,  
Die Sehne schwirrt, der Biebel erklingt  
Und muß im Herzen sitzen.

Durch Stadt und Dorf, über Berg und Tal,  
Im Morgenrot, im Abendstrahl  
Geht's fort in wildem Jagen;  
Und wo er floh mit Ungeflügel,  
Da schallen die Glocken hinter ihm,  
Und Grabeslieder flagen.

Er tritt herein in den Prunkpalast,  
Da wird jo blaß der stolze Gast  
Und läßt von Wein und Buhle;  
Er tritt zum lustigen Hochzeitsschmaus,  
Im Windstoß löst die Kerze aus,  
Bleich lehnt die Braut im Stuhle.

Dem Schöffen blidt er ins Gesicht,  
Der just das weiße Stäblein bricht,  
Da sinkt's ihm aus den Händen;  
Ein Mägdelein windet Blut und Klee,  
Er tritt heran; ihr wird jo weh —  
Wer mag den Strauß vollenden?

Drum sei nicht stolz, o Menichenkind!  
Du bist dem Tod wie Spreu im Wind,  
Und magst du Kronen tragen,  
Der Sand verrinnt, die Stunde schlägt,  
Und eh ein Hauch dies Blatt bewegt,  
Kann auch die deine schlagen.

Emanuel Geibel.

### Erstes und Heiteres aus dem Missionsleben.

Bon Schw. Engelberta, C. P. S.

(Fortsetzung.)

#### 4. Unsere lieben schwarzen Kleinen.

Verlassen wir nun die düstern Bilder von Armut, Krankheit und Tod und treten wir dafür hinein in den blühenden Garten der Kindheit! Wer müßte sie nicht lieben, diese munteren, drolligen Kleinen, denen Unschuld und harmloser Kinderstum aus dem schwarzen vollen Auge sieht? Es heißt Sterne, Blumen und Kinderaugen seien ein Stück vom verlorenen Paradies. Ob weiß oder schwarz, Kind ist Kind, und ich kenne nichts Lieblicheres, als so ein Kind.

Diese Kleinen kommen mir, wie ich schon früher einmal bemerkte, vor wie die Blumen der Menschheit. Sie sind schön, allgemein beliebt, welken aber auch schnell, wenn man sie pflückt, und verlangen überhaupt viele und sorgsame Pflege.

„Blumen und Kinder, wie sie das Auge entzünden!“ Kinder und Blumen, wie leicht sind sie zu pflücken!“

Mit besonderer Vorliebe erteile ich meinen lieben Kleinen den Unterricht im Katechismus und der biblischen Geschichte. In der Regel sitzen sie gar ernsthaft da und hören mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Geht's aber ans Abfragen des Erzählers, so gibt es manch' komische Überraschung, zumal bei den ganz Kleinen, den Anfängern. So hatte ich einmal ausführlich vom Paradiese erzählt, von Adam und Eva, und der bösen Schlange, die sie zur Sünde verführte.

„Was hat Adam und Eva im Paradiese getan?“ fragte ich den kleinen Jungen Sebastian, der mir besonders aufmerksam zugehört hatte. — Die prompte Antwort war: „Nepfel haben's miteinander gegessen; aber die Eva hat viel mehr gegessen und recht schnell; dem Adam hat sie nur ein Bissel 'was gegeben!“ —

„Was weißt du mir von Eva zu erzählen?“ fragte ich die achtjährige, aber auch noch zu den Anfängern zählende Euphrosine. Diese entgegnete mit tiefer Ent-

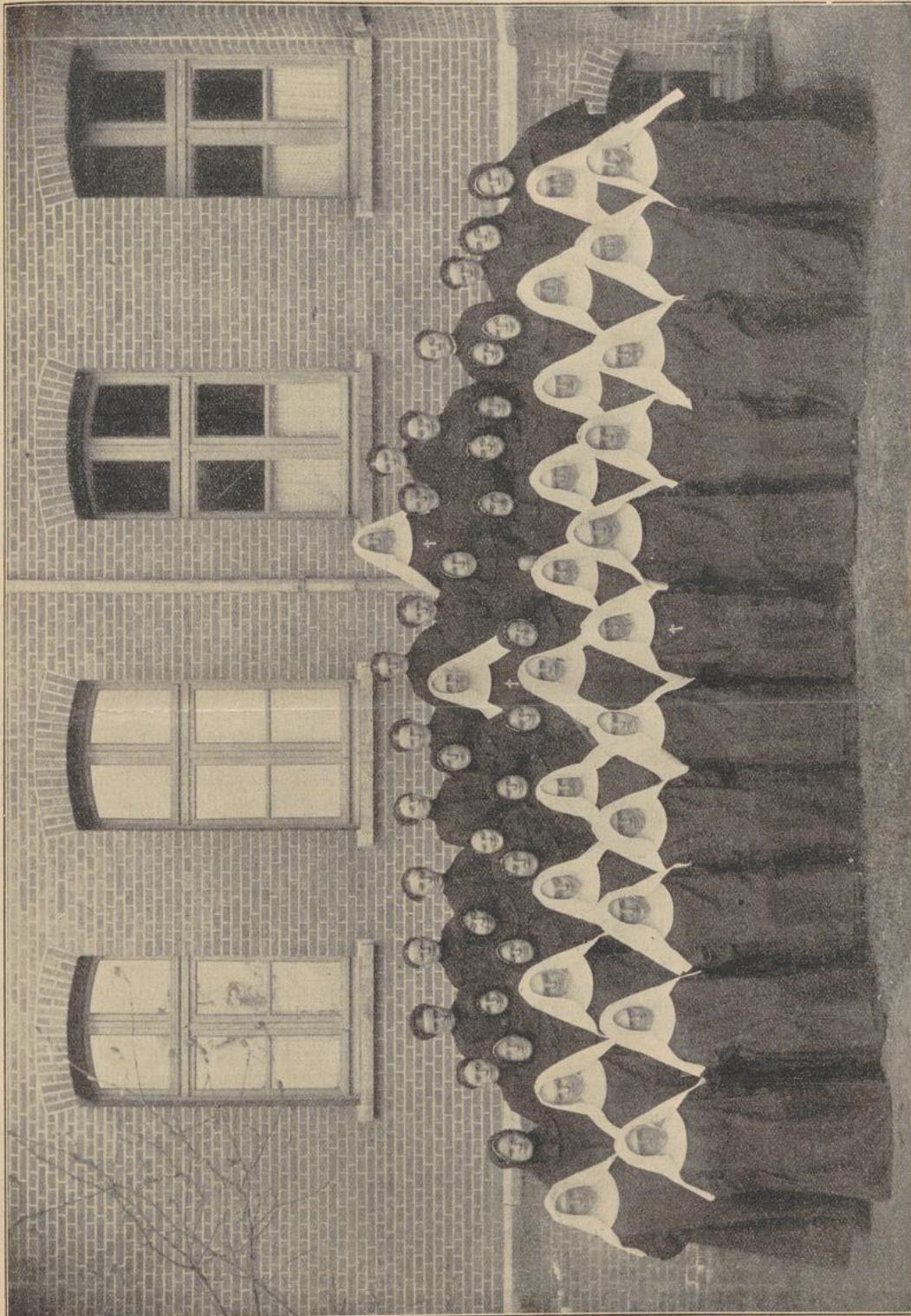
rüstung in den großen schwarzen Augen: „Die Eva ist recht neugierig gewesen und schwatzhaft und hat gejagt.“

Der kleine Emil aber, der muntere Schelm, fing selber an, Fragen zu stellen: „Warum ist denn die Eva vor der Schlange nicht davongelaufen?“ fragte er mich. „Alle Frauen und Mädchen laufen doch schnellstens davon, wenn sie eine Schlange erblicken, und fürchten sich sehr.“ —

Einmal fand ich ein halbes Dutzend meiner schwarzen Kleinen an einem Wasserbächlein. Sie waren so emsig damit beschäftigt, Erde und Lehm herbeizuholen und zusammenzufünen, daß sie mein Nahen gar nicht bemerkten. Da sie sich durch diese Spielerei die Kleider arg beschmutzten, fragte ich etwas unwillig: „Was treibt ihr denn da?“ Doch die wackeren Burschen ließen sich in ihrem Geschäft nicht stören; sie fuhren tapfer fort, ihren Lehm herbeizuschaffen und einer von ihnen gab mir die beschwichtigende Antwort: „Wir spielen den lieben Gott und machen aus Erde Tiere und Menschen!“

Dies gab mir die Veranlassung, in der nächsten Unterrichtsstunde die Kinder zu fragen, was denn der liebe Gott alles erschaffen habe. Da ging's nun los! Leuchtenden Auges zählten sie alles Mögliche auf: Sonne, Mond und Sterne, Wasser und Feuer, Kräuter und Bäume und viele, viele Tiere. Von letzteren wurde besonders häufig der Ochs, die Kuh und die Schlange erwähnt. Von den Schlangen nannten sie so viele Arten, daß sie kaum fertig werden konnten mit der Aufzählung derselben.

Alles Mögliche hatten sie genannt und aufgezählt, doch keines dachte an den Vogel. Da wollte ich ihnen nun etwas daraufhelfen und sagte: „Es gibt aber noch ein Tierchen, und zwar sehr zahlreich auf dieser Welt; es ist so frisch und munter und bewegt sich so schnell, im Nu ist es da und dort . . .“ Während ich noch rede, strecken drei Buben zu gleicher Zeit die schwarzen Zeigefinger in die Höhe und rufen mir siegesbewußt zu: „Izenze, izenze, der Floh, der Floh!“ —



Der Konvent von „heilig Blut“ bei Helmond in Holland. (Professschwestern, Novizinnen und Postulantinnen.)

Später stellte ich die Fragen in umgekehrter Ordnung, das heißt, ich nannte irgendein Ding und fragte sodann: „Wer hat dies gemacht, wer hat jenes gemacht?“ Die prompte Antwort war: „Der liebe Gott.“ Nun

wollte ich den kleinen Jungen auf die Probe stellen und fragte ihn daher: „Wer hat aber den lieben Gott gemacht?“ — Da stand der Kleine eine Weile sinnend da und sprach dann zögernd: „Die Abeslungu, die

Weißen." — „So?" erwiderte ich enttäuscht, „wie kommt du denn auf einen solchen Gedanken?" — Der Kleine erwiderte treuherzig: „Ich dachte so, weil ihr Weiße alles wisst und alles könnet; euch übertrifft bloß der Tod."

Ich wandte mich nun an seinen Nachbar, Josef mit Namen, mit der Frage, ob Iwo recht habe. Dieser erwiderte: „Es ist wahr, die Weißen sind sehr klug, sie können die Eisenbahn machen und die Schiffe, sie können auf zwei Rädern fahren und sonst noch viele wunderbare Dinge, aber den lieben Gott haben sie nicht gemacht; von dem wollen sie nichts wissen, sie wollen ihn sogar ukukipa (abschaffen)." So ganz unrecht hatte er wohl nicht, der kleine, schwarze Philosoph.

Ein anderesmal saß ich in der freien Zeit zwischen unseren Mädchen, die fleißig mit Nähn beschäftigt waren. Da tauchten nun allerlei interessante Fragen auf; namentlich die kleinen, zehn- bis zwölfjährigen Mädchen wollten alles Mögliche wissen, z. B. woher das Glas komme, woher das Petroleum, woher Zucker, Salz usw. Ich suchte es ihnen ihrer Fassungskraft entsprechend zu erklären und setzte in der nächsten Nähstunde die kleine Naturlehre fort. Ich sprach von den drei Reichen, dem Menschen-, Tier- und Pflanzenreich und den verschiedenen Arten und Gattungen. Die älteren Mädchen fanden auch schnell die richtige Antwort und wußten mir sofort zu sagen, in welches Reich dies und jenes gehöre.

Nun saß unter meinen Schülerinnen auch die kleine, neunjährige Maria. Sie ist die Tochter unseres braven Ludwig und seiner Gattin Agnes und hatte von erster Kindheit an eine gute Erziehung erhalten. Sie saß zu meinen Füßen und hörte gar aufmerksam den Fragen und Antworten zu, während ihre schwarzbraunen Fingerchen sich redlich abmühten, aus allerlei kleinen Flecken für ihr Brüderchen Emanuel, das sie auf den Rücken gebunden trug, ein buntfarbiges Röckchen zusammenzustücken.

„Maria," fragte ich sie, „in welches Reich gehören denn wir, ich und du?" — Da sah mich die Kleine eine Weile mit ihren großen schwarzen Augen gar treuherzig an und sagte dann: „Mina, wena, ich und du, wir gehören ins Himmelreich!" —

Bei dieser unerwarteten Antwort ließen die fleißigen Näherrinnen unwillkürlich die Hände sinken. Erstaunt sahen sie einander an und riefen dann aus: „Uqunisile, sie hat recht! Wir alle gehören ins Himmelreich, und wir wollen uns alle recht Mühe geben, einmal dorthin zu gelangen!" —

(Schluß folgt.)

### Allerlei für Naturfreunde.

(Bon Br. Protasius Muth, aus einem Briefe an seinen Bruder.)

... Gestern brachte ich einige schöne Nester der sogenannten „Webervögel" ins Museum, die du vielleicht gelegentlich einmal in Würzburg zu sehen bekommst, denn unser Museumsverwalter (Ven. P. Alexander Hanisch) sagte mir, er werde sie wahrscheinlich nach Europa schicken.

Bon diesen geflügelten Webermeistern hat sich in unserem Garten eine ganze Kolonie niedergelassen; wohl 40 bis 50 ihrer sonderbaren Wohnungen hängen da an einem Bambusgebüsch. Der Bambus ist bekanntlich ein in riesigen Dimensionen ausschiezendes Rohr; etwa armsdick, nach oben aber fortwährend sich verzüngend und nach rechts und links zarte Zweige mit schmalen, fingerlangen Blättern treibend, steigt er innerhalb

weniger Wochen oft 40 bis 50 Fuß und darüber in die Höhe, wo er in eine zarte, dünne Spitze auslaufend, in weitem Bogen sich abwärts neigt. Gerade an diesen zarten, schwankenden Bambusspitzen nun hängen die Webervögel mit Vorliebe ihre Nester auf.

So ein Nest hat beinahe das Aussehen einer großen Birne, nur befindet sich an der Seite eine eigentümliche Ausbauchung. Es ist dies der Eingang zu der merkwürdigen Behaftung; er führt zunächst von unter her senkrecht aufwärts und biegt sodann ins eigentliche Nest ein, ein Umstand, der nach jeder Richtung die mannigfachsten Vorteile mit sich bringt. Denn hier haben die lieben Kleinen, die da zur Welt kommen sollen, ein frisches lustiges Heim, sind gegen Sonnenglut und Regenschauer wohltuend geschützt und überdies sicher gegen die Nachstellungen tödlicher Schlangen, die sich an dem schwankenden Bambusende nicht halten können. Gewissen Raubvögeln gegenüber versagt die „Feste" allerdings ihren Dienst, wie wir gleich nachher hören werden.

Je länger man so ein Nest betrachtet, desto mehr staunt man über die geradezu wunderbare Geschicklichkeit, mit der es gebaut und aufgehängt ist. Das Vögelein hat, während es arbeitet und baut, keinen Stützpunkt unter sich, sondern flattert frei in der Luft und bringt dennoch, bloß den starken Schnabel und die scharfen Krallen als Werkzeug benützend, ein höchst gediegenes und praktisches Flechtwerk zustande. Das hierzu benützte Material ist das gewöhnliche harte, südafrikanische Weidegras, das von ihm in langen Halmen abgerupft und so künstlich ineinander verflochten und verwoben wird, daß nur selten nach außen zu ein Stück hervorsteht, nach innen ist das Nestchen so fein und glatt, daß es selbst die geschickteste Menschenhand nicht besser machen könnte. Ich habe schon in manchem alten Gedicht den Weber beifügen hören, der so munter zwischen den Häden sein Schifflein fliegen läßt; hier aber fliegt der Weber selber in der Luft und arbeitet dabei an einem Kunstwerk, vor dem selbst ein Zeppelin die Segel streichen müßte.

Besonders aufmerksame Beobachter wollen sogar sehen haben, daß das Weibchen, während das Männchen baut, sich zeitweilig auf das begonnene Nest setzt und daran zaust und reißt, um es gleichsam auf seine Dauer und Haltbarkeit zu prüfen. Bricht es ab, so muß der nachlässige Hausvater nicht nur den Bau von neuem beginnen, sondern seitens der erzürnten, schrecklich lärmenden Lebensgefährtin eine gehörige Gardinenpredigt über sich ergehen lassen, die er ganz verdutzt auf einem Zweige sitzend in tiefer Verzweiflung anhört. Ob hier der „Naturforscher" richtig geschaut und jeden Vorgang korrekt gedeutet hat, getraue ich mir allerdings nicht zu behaupten, es kommt mir vielmehr der Schluß des bekannten Gedichtes von den „schwäbischen Eisenbahnen" in den Sinn, wo es mit einer kleinen Variation heißt:

„s' Nestlein nimmt ein traurig's End,  
Könnt es glauben, wenn ihr wend (wollt)."

Der Webervogel ist ungefähr so groß wie eine Lerche, hat ein sehr schönes gelbliches Gefieder und vertilgt in Garten und Feld eine Menge Ungeziefer, wie Käfer, Würmer, Raupen usw., nimmt aber auch gelegentlich mit etwas Besseren vorlieb, das heißtt, er stiehlt Obst, frische Weinbeeren, grüne Erbsen usw., nach Herzenslust. Er hat einen flinken, hüpfenden Gang. Einmal sah ich so einen jungen Tanzkünstler in unserem Garten, der sich mehrmals überstieg und umkugelte. Als ich ihn endlich erwischte, bemerkte ich mit Staunen, daß das Beinchen ganz steif und nach rückwärts gebogen

mar. Doch wie ich den Schaden mitleidig betrachte, heißt mich der kleine Wicht ganz gehörig in den Finger, und fliegt dann, wie ich ihn erschrocken auslasse, höhnend davon.

Ich sprach vorhin von der Sicherheit, den diese hoch in der Luft am äußersten Ende einer Bambusstaude aufgehängten Nester gegen Schlangen und Raubvögel gewahren. Letzterem gegenüber ist der genannte Schutz allerdings sehr zweifelhafter Art. So sah ich zum Beispiel einmal einen Falken ein Kunststück ausführen, das ihm sicherlich kein Flugkünstler nachmacht, und wäre er auch ein Meister à la Paulhan oder Le Blanc. Dieser Räuber kreiste nämlich zuerst einmal um die eng beieinander hängenden Festungen herum, gleichsam um zu erspähen, in welchem Neste Junge säßen. Endlich fand er, was er suchte, drehte sich dann im Fluge um, sodass er mit dem Rücken zur Erde schaute, schwebte eine Weile mit wagrecht ausgestreckten Schwingen frei in der Luft, griff dann mit seinem scharfen, krummen Schnabel in das Nest, zog eines der zwitschernden Jungen heraus und trug es sich rasch wieder aufrichtend, davon. Dieses Manöver wiederholte er nach einer Weile noch einmal. Auch Bruder Heinrich, unser Klostergärtner, stand bei mir und war staunend Zeuge des merkwürdigen Schauspiels.

\* \* \*

Doch genug jetzt von den Webervögeln und ihren sonderbaren Nests. Schon vielfach erregte meine Aufmerksamkeit der sogenannte Neuntöter, der uns eigens von der göttlichen Vorziehung zum Schutz unserer Gärten und Felder geschenkt zu sein scheint. Denn er vertilgt eine Menge schädlicher Salatschnecken, Käfer und Heuschrecken.

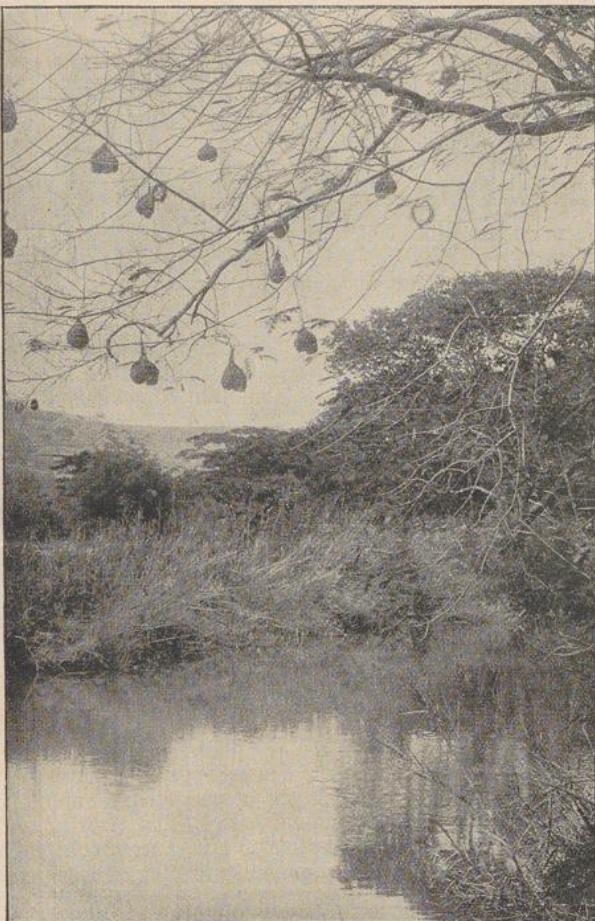
Er ist etwa doppelt so groß als eine Bachstelze, aber nicht ganz so flink und schnell wie diese. Schon oft sah ich, wie er einer munteren Bachstelze nachflatterte, sich dabei aber in eine komische Neckerei verwandelte. Die Bachstelze flog nämlich wiederholt mit einem ganz herausfordernden Pfiffe auf, hüpfte und flatterte eine Weile vor dem mühsam nachfolgenden Räuber und erhob sich endlich, als jener enttäuscht zurückblieb, munter pfeifend in die Luft.

Der kleine Schelm, der jahraus jahrein so vielen kriechenden und fliegenden Tierchen den Garaus macht, scheint sich persönlich so sicher zu fühlen, dass er jeder Gefahr und Nachstellung mit stupider Gleichgültigkeit spottet. Da darf kommen, was mag, er bleibt ruhig auf seinem Pfahl, Strauch oder Baum sitzen und ist nur Auge und Ohr für seinen Beruf. Ich habe schon öfters dabei eine fromme Nutz- anwendung für mich gemacht und gedacht, wie schön es wäre, wenn auch ich so in meinem schönen Beruf aufzugehen, dass ich nur mehr an Gott und mein letztes, ewiges Ziel dächte, von aller Menschenfurcht aber und dem eitlen Treiben dieser Welt rein nichts mehr wüchte.

Welche Furchtlosigkeit dieser Vogel an den Tag legt, mag folgendes dräsiges Beispiel beleuchten: Ich wollte einmal im hiesigen Mariengarten ein altes, schadhaftes Geweih probieren. An Gelegenheit zum Schießen fehlte es mir bisher nicht, denn unsere Getreidefelder und Obstgärten müssen fleißig gegen diebische Vögel geschützt werden und ich hatte dabei schon manch' glücklichen Schutz getan. Doch zur Sache! Um über den Zustand der erwähnten Flinten klar zu werden, lege ich auf einen der genannten kleinen Raubvögel an, der in einer Ent-

fernung von kaum 20 Schritt ganz gemütlich auf einem Strauche saß. Ich ziele und drücke los. Krachend hallt der Schuss über Berg und Tal, — mein tapferer Vogel aber sitzt nach wie vor gelassen da und würdigt mich nicht einmal eines Blickes.

Leidet der Rauch an Schwerhörigkeit, frage ich mich, oder hat er etwas vom „gehörnten Siegfried“ an sich? Die Sache muss sich bald entscheiden. Ich nehme eine Patrone mit dickerem Schrot und ziele abermals. Es knallt, — doch der Neuntöter sitzt noch immer auf seinem



Webervögel-Kolonie.

Strauch und röhrt sich nicht. Das ging mir nun aber doch über die Hütchnur! Oder sollte mir jemand einen Streich gespielt und einen ausgestopften Vogel dorthin gesetzt haben? Uebrigens dachte und handelte ich nach dem Grundsatz: „aller guten Dinge sind drei“, lade noch einmal und entsende den dritten Schuß. Kaum verflüchtigt sich der Rauch, da sehe ich, wie der „Strauchritter Fürchtenichts“ noch immer auf seinem Platz sitzt. Auf einmal wendet er den Kopf, streift mich mit einem verächtlichen Blick und fliegt stolz wie ein Adler davon.

Auch ich mache Kehrt. Ich sagte nichts — denn der Rest war Schweigen; nur träumte ich in der folgenden Nacht viel vom Baron von Münchhausen, den ich mit all seinen Abenteuern tief in den Schatten gestellt.

(Schluss folgt.)

## Taufe und Hochzeitsfeier in Triashill.

Von Br. Flavian, R. M. M.

Triashill. — Sonntag, den 14. August 1910, fand dahier eine seltene Doppelfeier statt, welche in der ganzen weiten Umgebung ein freudiges Echo weckte. Am genannten Tage wurden nämlich 7 unserer besten Burschen, meist Lehrer in unseren Schulen, und 8 Mädchen getauft, und drei dieser Burschen und Mädchen feierten am gleichen Tage ihren Hochzeitstag.

Sie hatten sich alle ohne Ausnahme recht gut auf diesen ihren Ehrentag vorbereitet. Die drei Heiratskandidaten wohnten als Klosterschüler hier und wirkten zugleich als Hilfslehrer in unseren Schulen; ihre Bräute aber kamen Tag für Tag fleißig zum Unterricht und blieben jedesmal nach der Schule noch ein Stündchen oder zwei hier, um mit gleichem Eifer auch den Katechismus zu lernen.

Endlich war der heißengehrte Tag, an dem sie durch die hl. Taufe zu Kindern Gottes wiedergeboren werden sollten, angebrochen. Unser gegenwärtiger Superior, der hochwürdige P. Adalbero, hatte absichtlich einen Sonntag dazu bestimmt. Kurz vor 10 Uhr gaben ein paar



Bruder Flavian, Sattlermeister.

Glockenschläge das Zeichen, daß sich alles Volk, das in hellen Haufen zu der seltenen Feier herbeigeströmt war, sich zwischen der Schule und Kirche in zwei Reihen aufstellen soll. Es war für mich ein hartes Stück Arbeit, die Leute, die an so was nicht gewohnt waren, stramm in Reihe und Glied zu bringen; nun schließlich ging es doch.

Als alles bereit war, holte P. Superior in Chorrock und Stola die im Schullokale versammelten Täuflinge ab. Rechts und links von ihm gingen zwei Ministranten mit brennenden Kerzen und den Zug eröffnete unser wohlgeschulter schwarzer Sängerchor. Die Täuflinge traten nun aus der Schule heraus, P. Superior richtete an sie eine kurze, kräftige Ansprache und dann ging es unter Gesang und Glockengeläute der Kirche zu.

Vor dem Kirchenportale wurde Halt gemacht. Es begannen die Einleitungszeremonien der heiligen Taufe, die Erteilung der neuen christlichen Namen, die verschiedenen Gebete, Beschwörungen und Bezeichnungen mit dem Kreuze, sowie die Überreichung des geweihten Salzes, was bei der beträchtlichen Zahl der Katedhuminen beinahe eine halbe Stunde im Anspruch nahm. Hierauf führte sie der Priester an seiner violetten Stola unter gemeinsamer Abbetzung des Credo und des Pater noster in die Kirche ein, wo sodann vor dem Altare der eigentliche Taufakt stattfand. Eine zweite, allen zu Herzen gehende Ansprache schloß die schöne Feier.

Unmittelbar daran schloß sich die Trauung der drei Brautpaare, die nun auf einer rot überdeckten Kniebank sich niederließen. Ihre Namen waren Alfonso und Helena, Clemens und Veronika, Michael und Agnes. Der Trauungsaft selbst vollzog sich genau nach dem römischen Rituale. Daran schloß sich die heilige Messe, welche bis gegen 12 Uhr dauerte.

Während nun der Priester seine Danksgedanken machte, stellte sich das Volk wieder in zwei Reihen vor der Kirche auf; die getauften Burschen erhielten zierliche Herz-Jesu-Bildchen an die Brust gehetztet, die Mädchen aber setzten frische Blumenkränze mit drei über den Rücken fallenden roten Schleifen auf den Kopf und begaben sich in diesem festlichen Aufzug, der bei den einfachen Leuten, die nie so etwas gesehen hatten, die höchste Bewunderung hervorrief, in Begleitung ihres Seelenhirten nach einer feilich dekorierten Hütte, um daselbst ein bescheidenes Mittagsmahl einzunehmen. Die Kinder aber und das ganze anwesende Volk sangen in freudiger Begeisterung den Täuflingen und Brautleuten zu Ehren ein Lied nach dem andern. In den Zwischenpausen reichte man den zahlreichen Gästen ein paar Körbchen voll Erdnüsse, welche ihnen vortrefflich mundeten.

Etwas später folgte der Segen mit dem Allerheiligsten, dem wieder alles vollzählig beiwohnte. Die Täuflinge und Brautleute hatten ihren Ehrenplatz in nächster Nähe des Altares, und die ganze Gemeinde, Priester und Volk, dankte dem Herrn aus innerstem Herzenegrunde für die große Gnade, die ihnen an diesem Tage geworden.

Im Laufe des Nachmittags fanden verschiedene heitere Spiele statt, an denen sich alles, groß und klein, in zwanglosester Weise beteiligte. Zu Essen und Trinken gab's allerdings nicht viel; einige Erdnüsse und etwas Mamba (Maschonabier), das war alles. Doch die hiesigen Leutchen sind überaus genügsam; sie waren mit dem wenigen, das wir ihnen in unserer Armut bieten konnten, wohl zufrieden und beteuerten immer wieder,

wie überaus schön die Feier des heutigen Tages gewesen.

Großen Spaß machte ihnen auch das Sacklaufen, denn das Spiel war ihnen neu. Etwa ein halbes Dutzend größerer Knaben wurden bis an den Hals in Säcke eingebunden und mußten so dem Ziele zu steuern, wo jedem als Prämie ein schöner Griffel winkte. Doch nur einer oder zwei kamen mühsam ans Ziel; die gar zu eifrig vorwärts strebten, fielen zum großen Gaudium der Zuschauer zuerst und konnten sich ohne Hilfe nicht mehr aufrichten.

Am ruhigsten zeigten sich die Bräute; doch das gehört bei ihnen zur Etikette. Selbst eine heidnische Braut muß an ihrem Hochzeitstage ein sehr ernstes und gesetztes Wesen zur Schau tragen; das Gegenteil verstießt arg gegen Wohlstand und gute Sitte. Sie hielten sich daher von dem allgemeinen Tumulte zurück und spazierten mit ihren Kränzen meistens in der Nähe auf und ab, vom Volke mit Ehrfurcht und heiliger Scheu betrachtet.

Als sich aber die Sonne allmählich auf die hohen Berge im fernen Westen senkte, wurde das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Die Trommeln schwiegen, die Tänzer wischten den Schweiß von der Stirne, und alles wanderte wieder der Heimat zu mit dem Bewußtsein in der Brust, auf der Missionsstation einen schönen Tag verlebt zu haben, einen Tag des Segens und der Gnade und

Stunden heiteren Spieles voll kindlich-unschuldiger Freude und Fröhlichkeit.

### Tod und Begräbnis bei den Kassern.

(Schluß.)

Beim Tode eines Schwarzen spielt eine große Rolle auch das Klagegeheul der Weiber. Es geschieht mit aller Phantasterei und berechneten Schauspielung, die den orientalischen Völkern eigen ist. Die Männer sitzen in stupider, dumpfem Stillschweigen da, die Weiber aber beginnen gleich nach dem Hinscheiden des Verbliebenen ihre Totenklage und setzen sie oft stundenlang fort. Von Zeit zu Zeit wird pausiert, um wieder etwas zu Atem zu kommen. Dabei darf es auch an einer geziemenden Erfrischung nicht fehlen. Man nimmt sie gemeinsam unter Lachen und Scherzen ein und macht sich dann wieder ans „Geschäft“. Dabei klagen, heulen und weinen diese Frauen und Mädchen, als ob ihnen das Herz brechen wollte! Das muß so sein, das ist ein altes unvergleichliches Herkommen, und würde eine Frauensperson nicht weinen, so käme sie sofort in Verdacht, sie freue sich über den Tod des Verstorbenen, oder habe ihn vielleicht gar durch Zauberei freuentlich herbeigeführt.

Ist ein Mann beim Tode seines Vaters vom Hause abwesend, so muß er während der nächsten sechs Monate jedesmal laut weinen und klagen, wenn er dasselbe nach seiner Rückkehr wieder betritt. Wenn er will, kann er diese Gepflogenheit jahrelang beibehalten.

Ein sonderbarer Gebrauch findet sich bei den Damara. Sie tanzen nämlich vorwärts und rückwärts über das Grab eines Angehörigen hin. Sie tun das, um einem schädlichen Einfluß vorzubeugen, der vom Grab ausgehen könnte. Ueberhaupt hat fast jeder Stamm seine eigenen Gebräuche in dieser Beziehung.

Einer meiner Freunde war einst in Natal Zeuge einer sonderbaren Zeremonie. Als nämlich ein Mann der Auflösung nahe war, trieben die Kraalbewohner die Ochsen an ihn heran, damit sie ihn „röchen“; hernach wurde das Vieh wieder weggetrieben. Daß Vieh zum

Grabe eines Verstorbenen gebracht wird, kommt oft vor; in dem erwähnten Falle aber mußte es beim Sterbenden seinen Abschiedsbesuch machen. Um den Grund dieser Handlungsweise zu fragen, antworteten die Leute, auf diese Weise könne der Geist des Sterbenden zunächst in einen Ochsen übergehen, und von da aus würde er dann un schwer Gelegenheit finden, in eine Schlange zu fahren; denn alle Amadholzi (Geister der Vorfahren) nehmen ihre Wohnung in einer gewissen Art von Schlangen.

Ein anderer eigenartiger Fall wurde von mir selbst bemerkt. Beim Leichenbegängnis eines Kindes



Die Jugend von Triashill.

verbrannte man nicht nur alle Decken und Schmucksachen, die es bei Lebzeiten getragen, sondern man holte hernach auch noch die Türe der Hütte, worin es gelebt hatte, und vergrub sie neben der Leiche, die Hütte aber wurde sofort mit einer neuen Türe versehen. Der Grund dieses Verfahrens war, wie die Leute sagten, die Seele des Kindes in harmloser Weise zu täuschen; denn falls dieselbe nächtlicher Weise im Kraale herumwandert, findet sie eine neue Türe, erkennt die Hütte nicht mehr und denkt, es habe die richtige Hütte verfehlt. Der Geist wird dann suchen, bis er die ihm bekannte alte Türe in der Erde findet. Befriedigt wird er sich dann bei derselben im Grabe niederlassen und die Kraalinsassen nie mehr belästigen. —

Das erinnert an einen Gebrauch der Angoni am Nyassa-See. Dort machen die Leute eine Figur des verstorbenen Mannes und begraben sie unter großem Lärm und Geheul; zur selben Zeit wird aber eine Person beauftragt, den Verstorbenen irgendwo schnell im geheimen zu verscharrn. Dadurch werden die Geister zum Besten gehalten und können den Toten nicht mehr belästigen.

Die Schwarzen scheinen überhaupt der Ansicht zu sein, die Geister könnten leicht hinter's Licht geführt werden. Oftern sie z. B. ungedrungen irgend ein altes, abgemagertes Ochslein, so schreien sie den Geistern zu, sie möchten es wohl in Augenschein nehmen, welch' prachtvolles Stück Vieh ihnen gezeichnet wird, wie schön es gebaut, wie frisch und gesund, wie stark und wohlgenährt und von welch' prächtiger Farbe!

In der Kapkolonie war folgender uralter Brauch: Fühlte sich jemand krank, so bliesen ihm die Angehörigen in die Ohren, um das Uebel schnellstens wieder wegzublasen. Hatte das keine Wirkung, so schleppte man den



In Reih' und Glied.

Kranken in den nächsten Busch, wo er Tag und Nacht von seinem Weibe bewacht wurde. (Im Krankheitsalle der Frau übernahm den gleichen Liebesdienst der Mann.) Die Treubesorgte machte Feuer an im Busch und begoß den halbgerösteten Mann fleißig mit kaltem Wasser. Wasser und Feuer sind bekanntermaßen zwei kräftige Elemente und müssen mächtig zur Wiedergesundung des Kranken beitragen; darum durfte das Feuer nie ausgehen und mußte der Dulder sich regelmäßig von einer Viertelstunde zur andern der Feuer- und Wasserfur unterziehen.

Hatte er endlich ausgelitten und ausgestritten, so lief das Weib in der kommenden Nacht ihrer Hütte zu und stellte sie in Brand. War das geschehen, so kehrte sie zu ihrem toten Mann und dem noch immer brennenden Feuerchen zurück. Nach Ablauf eines Monats warf sie ihre alten Kleider weg, zerkratzte sich den ganzen Leib und rieb eine scharfe Medizin in die Wunden hinein. Dann flocht sie sich Schürzen aus Binsen und Schilf, kehrte zu den übrigen Kraalinassen zurück und bat um den Gebrauch des Herdfeuers, d. h. um die Erlaubnis, hier wieder wohnen zu dürfen. Das wurde ihr zugestanden. Doch zuvor mußte sie sich einer Kür unterziehen. Man gab ihr nämlich eine mit Medizin vermischt Milch zu trinken; auch mußte sie sich damit den Mund ausspülen. Die Kuh aber, von der diese Milch kam, galt fortan als heilig.

Verlor ein Mann sein Weib durch den Tod, so hatte er sich derselben Prozedur zu unterwerfen; doch dauerte bei ihm die legale Trauer nur zwei Wochen. Er nahm dann Haare vom Schweife eines Ochsen und band sich dieselben um den Hals; das schützte ihn gegen jeglichen bösen Einfluß seitens der Toten.

Bei den Bechuanas mußte die Frau beim Tode ihres Mannes außerhalb ihres Kraales Wohnung nehmen und etwas von einer Milch genießen, die von sämtlichen Kühen im Kraale genommen und in einem Gefäße zusammen gemischt worden war. Tag für Tag mußte sie etwas von dieser Milch sieden und mit ihrem Essen vermischen; den ganzen Leib aber mußte sie sich mit einer umuti (Medizin) und mit Kühdünger beschmieren. Unterließ ein Weib diese Dinge, so war ein rasches Hinterher sämtlicher Kühe und Ochsen im ganzen Kraale die sichere Folge. —

Bis etwa um 1684 unserer Zeitrechnung wurden beim Tode eines Häuptlings all dessen Weiber verbrannt. Don Santos, der darüber berichtet, fügt bei, sämtliche Weiber hätten für diesen Fall immer ein scharf wirkendes Gift in Bereitschaft gehabt. Am Tage nach dem Hinterher eines Mannes durfte keines der Kraalinassen auf dem Felde arbeiten.

Zu Tschakas Zeiten wurde im Falle der Erkrankung eines Mannes vor dessen Hütte ein Rohr in den Boden gesteckt und niemand durfte ohne spezielle Erlaubnis die Hütte betreten. Die Begräbnisfeierlichkeiten eines Häuptlings waren immer sehr umständlicher Art. Das Volk versammelte sich in hellen Haufen vor dem Königskraal, und in dem Augenblick, da der Leichnam durch eine Öffnung der Hüttenwand geschoben wurde, begrüßte ihn alles mit dem Ruf: „Lebe wohl, o König! Lebe wohl!“ — Gardener erzählt, daß die Begräbnisse in der Regel erst nach Sonnenuntergang vorgenommen wurden, allein dieser Gebrauch ist meist außer Uebung gekommen.

In gewissen Gegenden war es früher auch Sitte, daß nach dem Tode eines Insassen sämtliche Bewohner des Kraals sich neun Tage hintereinander versammelten.

Dabei wurde eine Hacke oder ein Spaten rot glühend gemacht und in einen vollen Bierkopf getaucht. Von diesem Bier mußte dann jeder Kraalinasse trinken; das schützte ihn gegen böse Ansteckung. In der Regel nahmen auch die Doktoren noch eine eigene Reinigungszeremonie vor, wobei sie in den Leib der Betreffenden Einschnitte machten und dann umuti in die Wunden rieben.

Auch das Tragen eigener Trauerkleider war bei den Schwarzen nicht ganz unbekannt; am Samstag d. B. banden sie sich einen Streifen schwarzen Stoffes um den Kopf; in früherer Zeit war das auch im Zululand gebräuchlich. Bei den jüdlicheren Stämmen vernachlässigten die Leidtragenden alle Pflege des Haars und die Reichslas (gereiste, mit Kopfschmuck versehene Männer) unterließen es, ihren Kopftring zu putzen. An Stelle metallener Schmuckgegenstände trug man solche aus Gras.

### Unsere Missionsstation „St. Joseph“.

Vom Hochw. P. Manuet Poll, R. M. M.

Eines der jüngsten Kinder Mariannhills, ist das im Jahre 1908 in der Nähe von Ladysmith gegründete „St. Joseph.“ Es steht noch sozusagen ganz in den Kinderschuhen und bedarf einem unmündigen Kinde gleich Hilfe von allen Seiten. Ein Kind ist aufrichtig, Verstellung ist ihm fremd; es spricht vielmehr gerade, wie es denkt. Mögen daher die geehrten Leser in Geduld vernehmen, was ihnen der kleine „Joseph“ alles zu erzählen weiß.

Jede Sache hat ihre Licht- und Schattenseiten, und will man nicht ungerecht sein, so muß man beide im Be tracht ziehen. Dieser Grundsatz gilt für unser Missions werk im großen und ganzen, gilt aber auch für jede einzelne Station. Man darf nicht einseitig bloß das Gute oder Böse hervorkehren, sondern muß wie ein ehrlicher Geschichtsschreiber beides erwähnen, ohne die Sache nach irgend einer Seite hin zu übertreiben. Wahrheitsliebe und Objektivität war stets mein Grundsatz, er soll mich auch beim heutigen Berichte leiten.

Fassen wir nun zunächst die *V i c t o r i a* unserer Mission ins Auge. Da muß ich vor allem die Größe des Missionsfeldes rühmen. Ich kann meinen Wirkungskreis über ein Areal von 300 englischen Quadratmeilen ausdehnen; 5 bis 6 eifrige Missionäre hätten hier Arbeit genug und dieselbe würde sich mit wachsender Zahl der Christen und Katechumenen noch beständig vermehren. Nun aber bin ich der einzige katholische Priester weit und breit. In der Tageschule, die wir etwa eine Stunde von hier eröffnet haben, wohnt zwar ein schwarzer Schullehrer, allein in der eigentlichen Mission kann er mir nur wenig helfen. Einen Katecheten habe ich gegenwärtig nicht. Natürlich kann ich als alleinstehender Mann die Arbeit bei weitem nicht bewältigen. Ich tue eben, was ich kann und überlasse das übrige der göttlichen Vorsehung und den nachdrückenden Missionären.

Lokationen (für Schwarze reservierte Gebiete) sind fast keine hier, der Distrikt besteht vielmehr ganz aus Farmen, deren Besitzer teils Engländer und Buren, zum Teil aber auch Kaffer sind. Es haben sich nämlich an verschiedenen Orten ein Anzahl Schwarzer zu einem sogenannten „Syndikat“ zusammengetan und gemeinsam ein bedeutendes Stück Land gekauft, sei es von der Regierung, sei es von einem Privatmann. Einigen ist dieser Kauf gelungen, andere aber haben dabei kolossale Verluste erlitten und hinterher Geld und

Land verloren. Gewöhnlich wird nämlich den Käufern das Land auf Ratenzahlung überlassen. Versäumt er den Termin, oder ist er wegen Armut außer Stande, den fälligen Betrag zu zahlen, so fällt das Land an den alten Eigentümer wieder zurück, ohne daß dieser verpflichtet wäre, die bereits abbezahlte Summe an die Käufer herauszugeben. So verlor kürzlich ein Syndikat eine Farm von 8000 Hektar und über 5000 Pfund Sterling oder 100 000 Mark. Das Traurigste dabei ist, daß der Unschuldige mit dem Schuldigen büßen muß; denn in jedem Syndikat gibt es auch träge und verschwenderische Mitglieder, die ganz zahlungsunfähig werden, sodaß öfters auch die Fleißigen und Sparvamen die fürs Ganze treffende Summe nicht mehr erschwingen können und dann mit den übrigen der Not und dem Elend anheimfallen.

hunmyeli oder Prädikanten teilen an die Schwarzen „amatikete“, das heißt kleine Bettelchen mit frommen Bibelsprüchen aus. So ein Bettel kostet zwei Mark, wird aber von den abergläubischen Leuten massenhaft gekauft, denn sie sehen darin ein Billet fürs Paradies. „Wer kein solches „tikete“ hat,“ sagen die Prädikanten, „kann nicht über den Jordan ins gelobte Land, das heißt in den Himmel kommen.“ Wer daher einen Glauben hat, kauft den kostbaren Bettel und bewahrt ihn mit großer Sorgfalt auf.

Kürzlich ist bei den Wesleyanern eine Art „weiblichen Ordens“ aufgetaucht. Die Mitglieder nennen sich abafazi besili, Klageweiber. Sie haben eine originelle Ordenstracht, nämlich einen schwarzen Rock, eine lange, rote Jacke, eine große, weiße Haube und rote Strümpfe. Diese Weiber nun kamen eines Tages in großer Zahl.



Bei Tisch.

Diese Syndikate sind meist stark bevölkert. So wohnen z. B. zwischen hier und Ratschiz auf einer solchen Kaffernfarm sicherlich gegen 5000 Seelen. Auch auf den Farmen der Weißen, namentlich in der Gegend von Ladysmith, gibt es viele schwarze Ansiedler. Auf unserer eigenen Farm sind gegenwärtig noch verhältnismäßig wenig, weil der frühere Besitzer die Schwarzen nicht leiden möchte und daher viele von ihnen vom Platze trieb.

Was die religiösen Verhältnisse betrifft, so habe ich schon in einem früheren Artikel (Siehe Septemberheft 1910) angedeutet, daß ich unter den heiligen schwarzen Protestanten den krausesten Aberglauben angetroffen habe, der ihnen von ihren Käthechen und Predigern beigebracht worden war. Ich will hiermit keinen Stein auf alle diese Schwarzen Prädikanten werfen, denn sicherlich gibt es auch unter ihnen gute, ehrenwerte Leute, allein, was ich hier fand, ist immerhin auffallend genug. So fragt ich jüngst eine Protestantin, wer unser Erlöser sei. Sie antwortete allen Ernstes: „Umfokeli“, das heißt der benachbarte protestantische Missionär, der sich für seine Predigten gut bezahlen läßt. Viele dieser abas-

zusammen; es waren ihrer wohl 300, selbst vom Zululand und aus den Drakensbergen waren sie gekommen. Eine von ihnen trug eine weiß-rote Fahne voraus, die übrigen folgten im Gänsemarsch hinterher. So „wallfahrteten“ sie von Besters Station nach Dreiborn, wo sie eine große Versammlung hielten. Zum nicht geringen Verdrüsse ihrer Männer zogen sie auf diese Weiße Haus und Kinder im Stiche lassend, im Lande umher.

Auf die Frage, was denn der sonderbare Aufzug bedeuten solle, sagte mir eines der Klageweiber, eine schwarze Frau sei gestorben und wieder von den Toten auferstanden. Diese habe ihnen vom Himmel her dieses Geist mitgebracht. — Ich wünschte nur, die Schwarzen würden die Wahrheiten unserer heiligen Religion ebenso leicht und standhaft glauben, wie diese Almosenmärchen, doch leider sind gerade diese Weiber so fanatisch und so eingebildet auf ihr vermeintliches religiöses Wissen, daß es unmöglich ist, sie eines Besseren zu belehren.

Im allgemeinen haben die Protestanten, die ich hier traf, keine Idee vom Ursprunge des Protestantismus; wenn man sie darüber aufzuklären sucht, sind sie nicht wenig darüber erstaunt, daß sie von ihren schwarzen

Bräakanten in solch' läglicher Unwissenheit gelassen wurden. Manche von ihnen fühlen sich sofort zur katholischen Kirche hingezogen, und sicher würden sie massenhaft zu uns übertragen, wenn wir die nötige Zahl von Kapellen, Schulen, Priestern und Katecheten hätten.

(Fortsetzung folgt.)

### Der große Keifluß.

Von Hochw. P. Albert Schweiger, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Da unser Missionsgebiet sehr ausgedehnt ist, müssen wir unsere Exkursionen zu Pferd machen. Demnach sind wir genötigt, jedesmal auch das Pferd durch den großen Keifluß zu schaffen, denn Pferde und Stallungen befinden sich drüben auf der Zentralmission Keilands. Ist der Fluß nicht allzu tief, so heißt es einfach mit dem Pferd frisch und mutig hindurchreiten. Daß dabei die Schuhe gehörig Wasser schöpfen, und der weiße Habit in dem schmutzig-gelben Wasser eine bedenkliche Farbe annimmt, wird nicht weiter in Betracht gezogen; den einen Ueberstand behebt in der Regel die afrikanische Sonne, die nasse Strümpfchen schnell zu trocknen weiß, den anderen unsere fleißigen Missionsschwestern, die in ihrer trefflichen Waschfische dem arg zugerichteten Habit immer wieder ein anständiges Aussehen zu geben wissen.

Ist ein Durchreiten nicht möglich, so setzt der Missionär im Boote über, das Pferd aber wird von Kaffern über den Fluß getrieben. Wohl kommt's auch vor, daß das Pferd sich bäumt und sträubt und auf keine Weise über den Fluß gebracht werden kann, gut, dann muß man eben zu Fuß gehen oder einfach wieder umkehren, falls die Tour eine allzu große sein sollte.

Zuweilen ist der Wasserstand ein derart hoher, daß man auf keine Weise über den Fluß kann, weder zu Pferde, noch mit dem Boot; da bleibt dann nichts anderes übrig, als in Geduld eine bessere Zeit abwarten.

Da wir drüben im Transkei mehrere Schulen und Außenstationen haben, müssen wir verschiedene Sachen von Keilands dort hinüberschaffen, oder auch umgekehrt von der Schule und Katechetenstelle nach der Mutterstation. Doch immer geht es dabei über den großen Fluß. Das einfachste Mittel wäre ein großer, schwerer Ochsenwagen, wie sie hier in der Kapkolonie noch immer gang und gäbe sind. Allein der Weg ist derart schlecht und führt über so viele und hohe Steinblöcke, daß ein Fahren kaum noch möglich ist. Die Regierung versuchte es einmal, den Weg etwas auszubessern; man mußte aber wieder Abstand davon nehmen.

Wir sehen uns daher genötigt, alle Sachen durch Kaffern hinübertragen zu lassen. Manchmal schlagen wir auch folgenden Modus ein: Wir nehmen in Transkei einen Wagen nebst Ochsengespann zu leihen, was jedoch immer mit bedeutenden Unkosten verbunden ist, und fahren damit, so gut und schlecht es eben geht, bis zum Fluß. Hier wird Halt gemacht und der Wagen entleert. Drüben am anderen Ufer wartet unser eigenes Ochsenfähr; die Kaffern tragen unsere Sachen auf dem Kopf über den Fluß, laden sie drüben wieder auf und schaffen sie so nach der Missionsstation.

Doch wozu diese Umständlichkeit? Antwort: Wegen der sogenannten Beckenpest. Der große Keifluß ist nämlich, seit dem in Natal und den angrenzenden Gebieten die Beckenpest oder das Ostküstenfieber unter dem Viehstaad so schrecklich ausgeräumt hat, polizeilich gesperrt. Auf unserer eigenen Farm sind z. B. acht Polizisten, vier

weiße und vier schwarze, die Tag und Nacht mit peinlichster Sorgfalt darüber wachen müssen, daß kein Kind von einem Ufer des Flußes ans andere kommt. Weder darf eines von Transkei zu uns herüber, noch umgekehrt eines der unserigen nach dort. Sollte es aber dennoch geschehen, so kann der Eigentümer des Viehs bis zu 50 Pfund Sterling oder 1000 Mark bestraft werden, selbst wenn gar keine persönliche Schuld vorliegt.

Nun bereitet uns diese polizeiliche Maßregel nicht geringen Trubel. Das hiesige Vieh ist nämlich gewohnt, bei niedrigem Wasserstand oft über den Fluß zu gehen. Die Tiere haben hier ihre Tränke, finden im Wasser wohlstuhende Kühlung und schreiten und schwimmen nur allzugeuerne hinüber auf die von der anderen Seite wissenden Weidegründe. Früher hatte das wenig zu sagen; anders jetzt, da die exorbitante Strafe darausfliegt. Bis jetzt sind uns selbst schon zwei dieser unangenehmen Fälle passiert.

In einem Sonntag nämlich, da alles Volk beim Gottesdienst in der Kirche versammelt war, überschritt einer unserer Ochsen ganz gesetzwidrig den Fluß. Die Folgen zeigten sich bald. Der Fall wurde von einem Sergeant zu Protokoll genommen und beim Magistrate in Bolo zur Anzeige gebracht. P. Superior wurde zur Verantwortung vor Gericht geladen. Es war für ihn kein Vergnügen, auf den rauhen Wegen den achtstündigenritt zu machen. Doch lief an Ort und Stelle die Sache noch verhältnismäßig günstig ab. Die Herren bei Gericht konnten nämlich über Sinn und Bedeutung eines bestimmten Gesetzesparagraphen selbst nicht einig werden, und somit wurde unser P. Superior mit dem Bedenken entlassen, nach vier Wochen wieder zu kommen. Was dann geschehen wird, wissen wir zur Stunde noch nicht, doch wurde uns von vertrauter Seite eine Andeutung gemacht, man wolle für diesesmal noch Milde walten lassen.

Beim zweiten Fall verhielt sich die Sache so: Während der Nacht verließ eine Kuh den gut umzäunten Viehtraal, d. h. sie sprang einfach über die Umzäunung hinüber und eilte dem zwei englische Meilen davon entfernten Fluß zu. Sie ging sofort ins Wasser; ob sie jedoch bis zum jenseitigen Ufer vordrang, konnte nicht festgestellt werden. Ein schwarzer Polizist ergriff sie auf frischer Tat, und brachte sie durch einen kräftigen Pfiff wieder an's Ufer zurück. Er trieb sie mitten in der Nacht hieher zur Missionsstation und schlug Alarm; da er jedoch nicht sicher bezeugen konnte, ob die Kuh das jenseitige Ufer erreicht habe oder nicht — er hatte sie bloß im Wasser plätschern hören — enthielt er sich der Anzeige. Noch mehr: er erklärte, sein Amt niederlegen zu wollen, weil er es nicht über's Herz bringen könne, unsere Leute unglücklich zu machen und um all ihr Hab und Gut zu bringen.

Das ist nun alles schön und gut, doch geholfen ist uns damit noch lange nicht. Seine Stelle wird einfach ein anderer Polizist einnehmen, und es bleibt sehr fraglich, ob dieser ebenso generös handeln wird, wie sein Vorgänger. Ferner, die Gefahr bleibt, wenigstens solange der Wasserstand des Keiflusses kein allzu hoher ist. Jeden Augenblick kann sich da der Fall ereignen, daß ein Kind den Fluß überschreitet. Denn alles Vieh weidet hier im Freien; nur nachts wird es in die primitiven Ställe getrieben. Wohl ist ein Hirte dabei, allein wären es ihrer auch zwei und drei, so bietet das noch keine sichere Garantie, daß nicht gewisse gehörnte „Bagabunden“ heimlich die Herde verlassen und der gestrengen Polizei zum Hohn und unserem Geldbeutel zum Schaden den

fluß passieren. Muß man dann noch mit solch nächtlichen „Ausflügen“ rechnen, wie dem oben angedeuteten, so würde man schließlich keine ruhige Nacht mehr haben.

Nun schließlich wird auch diese Wolfe an unterm Missionshimmel wieder vorübergehen; dauernde Tatjache aber wird bleiben, daß der große Keifluß für eine geistliche Missionierung der im Transkei wohnenden Eingeborenen ein bedeutendes Hindernis bildet.

Verschiedene Geschäftssachen führten mich Tags zuvor zum Kraale des Häuptlings Menzana, sodaß ich gewisse Ceremonien des genannten Festes in nächster Nähe beobachten konnte. Ich fand beim Häuptling alle seine Beamten versammelt, wackere, angesehene Männer, sowie seinen Leibarzt nebst dem Träger der Medizinen. Der schwarze „Doktor“ spielte eine Hauptrolle bei der seltsamen Ceremonie.

Zuerst wurde der Stein, auf dem die Kaffernfrauen den Mais zu mahlen pflegen, fein säuberlich gewaschen. Dann legte der Doktor mehrere geheimnisvolle Kräuter darauf und zerrieb sie mit einem zweiten kleineren Stein; andere nahm er in den Mund und zerlautete sie, bis ihm der Schaum aus dem Munde trat. Dann nahm er in sitzender Stellung eine Ufamba (einen großen kaffrischen Bierkrug) in beide Hände und blies, die Ufamba beständig zwischen den beiden Händen drehend, die zerlauteten Wurzeln und Heilkräuter darauf. Hierauf stellte er das Gefäß auf den Boden, goß Wasser hinein, vermischte damit die auf dem Mahlstein zerriebenen Wurzeln und rührte den Brei mit einem Stocke tüchtig um, bis die Mischung gewaltig schäumte.

Als dies geschehen war, legte der Häuptling seine Kleider bis auf die umutscha oder Leibbinde, die er aus Rücksicht auf uns europäische Gäste anbehielt, ab und begab sich in Begleitung des Doktors, der Beamten und des ganzen versammelten Volkes zur isibaya oder dem Vieh kraal, wo er sich einer Ceremonienwäsche unter-

werfen mußte. Während dies geschah, trieben mit Ringen und Glasperlen und sonstigem heidnischen Schmuck hochaufgeputzte Mädchen und Burschen das Vieh der einzelnen Familien zum Königs kraal. Alles Vieh wurde vor der Hütte des „Großviefes“ zusammengetrieben, worauf die Burschen und Männer etwa eine Viertelstunde lang mit Schilden und Speeren um das selbe heruntanzten. Es geschah das zu Ehren der Amashlozi oder Geister der Vorfahren, um ihnen für

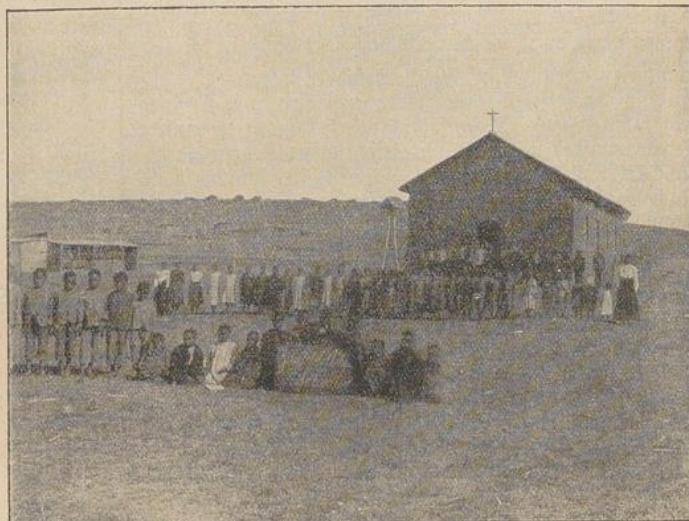


Schulmädchen in Zigudu (Keilands).

### Incupe.

Das Wort „incupe“, für das wir im Deutschen kein gleichbedeutendes haben, erfüllt jedes Kaffernherz mit Wonne und Entzücken, kann man doch dabei Fleisch essen und Bier trinken nach Belieben. Diese Feier, die man auch das „Fest der ersten Früchte“ nennen könnte, wirft schon mehrere Tage zuvor ihre Schatten, denn in allen umliegenden Kaffernkraals werden die umfassendsten Vorbereitungen zur Herstellung des „utshwala“, des beliebten Nationalgetränkes, getroffen.

Als ich einst von unserer Missionsstation Lourdes nach der Katechetenstelle am großen Ibissi ritt, war beim dortigen Häuptling gerade so ein Incupe-Fest. Infolge dessen fanden sich bei der heiligen Messe, welche der Hochw. P. Robert las, nur Christen und Katechumenen ein, aber kein einziger Heide. Diese waren alle zum „Feste“ gegangen. Nach dem Gottesdienst gingen auch wir hin, nicht aus sträflicher Neugierde, — denn was hat ein Ordensbruder und ein Missionär mit einem solchen rein heidnischen Feste zu schaffen? — sondern um zu sehen, ob sich etwa auch einige unserer Neubefehrten dort eingefunden hätten. Zum Glück war das nicht der Fall; kein einziger Katholik war dort. Sie hielten sich alle von der lärmenden Feier zurück, zumal da sie gerade mitten in der hl. Fastenzeit abgehalten wurde.



Die Schule von Zigudu.

den bisher gewährten Segen und Schutz zu danken. Bei dem Gesang, den sie hiebei aufführten, tönte immer wieder und wieder der Refrain: „Eshe — Eshe, ipi indhlela“, und wer die tollsten Sprünge und Grimassen machte, war der Held des Tages.

Alles dies findet schon am Vorabend des eigentlichen Festtages statt. Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang faut der Häuptling die erwähnten Kräuter und bläst den Schaum nach allen vier Himmelsrichtungen aus. Dann steigt die ganze Männerwelt in voller Ausrüstung zu Pferd und eilt zum nächsten Bach oder Fluss, um dort ein Bad zu nehmen. Der Schweiß und Schmutz soll abwärts treiben zu den feindlichen Nachbarstämmen. Dann wird Stunde um Stunde bis in die tiefen Nacht hinein gegessen und getrunken, getanzt, gespielt und gejungen.

Die besten Geschäfte machen bei diesen Festen die Krämerläden; denn jede Frau erhält von ihrem Manne, und jede Braut von ihrem Liebhaber folgende Geschenke: einen Regenschirm, ein langes wollenes Halstuch, Pulswärmer, rote und grüne Kopftücher und drei bis vier Meter gefreisten leichten Baumwollstoff, den sie umhängen und am Boden nachschleppen lassen, während sie unter tollen Sprüngen beständig singen: „Hele — Hele — Hele!“

Am Abend gehts dann zu Pferd wieder heim. Oft sitzen zwei auf einem Rößlein, vorn der Mann, hinten das Weib. Daz bei solchen echt heidnischen Festen auch viel Verkehrtes mitunterläuft, versteht sich von selbst, weshalb es der Missionär als heilige Pflicht ansieht, alle Christen und Käthechumenen davon ferne zu halten. Nicht mit Unrecht nennt man dieses Fest die „Hochzeit des Teufels.“

### Aus Monte-Tassino,

unserer Missionsstation in Rhodesia, schreibt Bruder Leopold unter dem 10. Oktober v. J. folgendermaßen:

„Wir haben bekanntlich dahier nur eine spärliche einheimische Bevölkerung, hoffen jedoch, daß sich dieser Umstand innerhalb weniger Jahre wesentlich bessern wird. Eine gewisse Zahl junger Chelente haben wir schon auf unserer Farm, und jüngst, am 5. Sept. 1910, wurden abermals zwei christliche Brautpaare getraut. Auch sonst nimmt das Missionswerk seinen beharrlichen Fortgang; so wurden am genannten Tage 27 Schulknaben und 12 Arbeiter ins Käthechumenat aufgenommen, und in Bälde werden andere folgen.“

Die Hochzeit, die ich soeben erwähnte, nahm einen recht würdigen Verlauf. Natürlich hatten unsere Schwestern die beiden Bräute tüchtig herausgeputzt; die auswärtigen Kirchenbesucher fanden sie wunderschön. Nach der Trauung wanderte alles zum Christendorf hinaus, wo man einige Vorbereitungen zu einem Hochzeitsschmaus getroffen hatte. Es ging aber recht einfach und bescheiden her: ein kleines Quantum Bier, etwas Rupoko, ein dicker Brei aus Hirse und Reis, und eine Ziege, die spezielle Spende der beiden Brautpaare, war alles, was geboten wurde. In einer Viertelstunde war alles Eßbare vertilgt und nach einem Stündchen alles Trinkbare. Messer, Gabeln, Löffel und Teller sind hier ganz überflüssige Gegenstände. Und dennoch war alles zufrieden und recht vergnügt; stiller Friede lagerte über der ganzen Versammlung, und nach kurzer Frist kehrten wieder alle in die heimatlichen Kraals zurück.“

### Eine neue Käthechesenstelle bei „St. Michael“.

S. — Aus einem Senfkörnlein wird nach und nach ein schattenreicher Baum; so verspricht es auch am Pambahoni-Flüßchen bei „St. Michael“ zu werden. Wo mit Romane schließen, begann die dortige Mission: mit einer Heirat.

Ein gewisser Jakob vermählte sich mit einem braven katholischen Mädchen, Namens Anna-Maria, und schlug sein Heim drei Stunden von St. Michael entfernt in einer der Hütten seines Vaters auf. Dies geschah am 21. September 1909. Bis dahin waren alle seine Verwandten noch Heiden, mit Ausnahme seines Bruders, der dem Namen nach der englischen Hochkirche angehörte. Doch es sollte bald anders kommen.

Anna-Maria, Jakobs geistig geweckte Frau, welche in der Missionschule in St. Michael einen guten Unterricht erhalten hatte, fing an, die Kinder und Frauen ihrer Verwandtschaft im Gebet und Käthechismus zu unterrichten. Kurz darauf siedelte sich ein zweites katholisches Ehepaar in der Nähe an, und ein halbes Stündchen dicsseits des Pambahoni, im elterlichen Heim Anna-Mariens, befanden sich schon 7 getaufte Personen nebst mehreren Käthechumenen. Alles dies drängte den Missionär von St. Michael, den Hochw. P. Crasmus Hörner, zum Entschluß, am Pambahoni eine neue Käthechesenstelle zu errichten und zeitweilig die heilige Messe daselbst zu lesen. Nach einigen Schwierigkeiten, welche ein paar übelgesinnte Heiden wegen der Überlassung einer eigenen Hütte erhoben, kam man schließlich doch ans Ziel. Jakob zog nämlich in die Hütte seiner Mutter, und überließ die von ihm bisher bewohnte Hütte seines Vaters dem ausschließlichen Gebrauche des Missionärs für Gottesdienst und Käthechese. Am 27. April 1910 wurde die erste heilige Messe darin gelesen und seitdem pflegt der Missionär jeden Monat einmal die heiligen Geheimnisse dort zu feiern. Bis heute (20. Oktober 1910) ist die kleine Gemeinde auf zwei Ehepare, weitere 8 Christen und 20 bekleidete Käthechumenen angewachsen, während ein Häufchen Heiden wenigstens zeitweilig bei der Käthechese und der heiligen Messe sich einfindet.

Die alte, rauchgeschwärzte Hütte, die nun als Notkapelle dienen muß, sollte gleich beim ersten Gottesdienste der Schauplatz eines merkwürdigen Vorfalls werden. Die Sache verhält sich, wie mir P. Crasmus selbst erzählte, so: Mqetshwana, die etwa 72jährige heidnische Mutter Jakobs, wohnte am genannten 27. April 1910 der heiligen Messe bei. Es war das erste mal, daß sie an einem katholischen Gottesdienste teilnahm, und sie tat es, gleich anderen Heiden, aus bloßer Neugierde, ohne eine Ahnung zu haben vom Wesen und der Bedeutung des heiligen Messopfers. Dennoch war sie seitdem wie umgewandelt; sie ist nun christlich gekleidet und wohnt regelmäßig der heiligen Messe und Käthechese bei. Wie kommt das, da doch sonst alte Leute, es sei denn auf dem Sterbebette, nur schwer zur Annahme des Christentums zu bewegen sind? Hören wir, was sie ihrer Umgebung erzählte:

„Als ich das erstmal der heiligen Messe beiwohnte, erhob der Umfundisi (Priester) bei der heiligen Wandlung ein wunderschönes, weißes Kind und legte es wieder nieder. Dasselbe sah ich bei der vierten heiligen Messe, die ich hörte, am 17. August.“

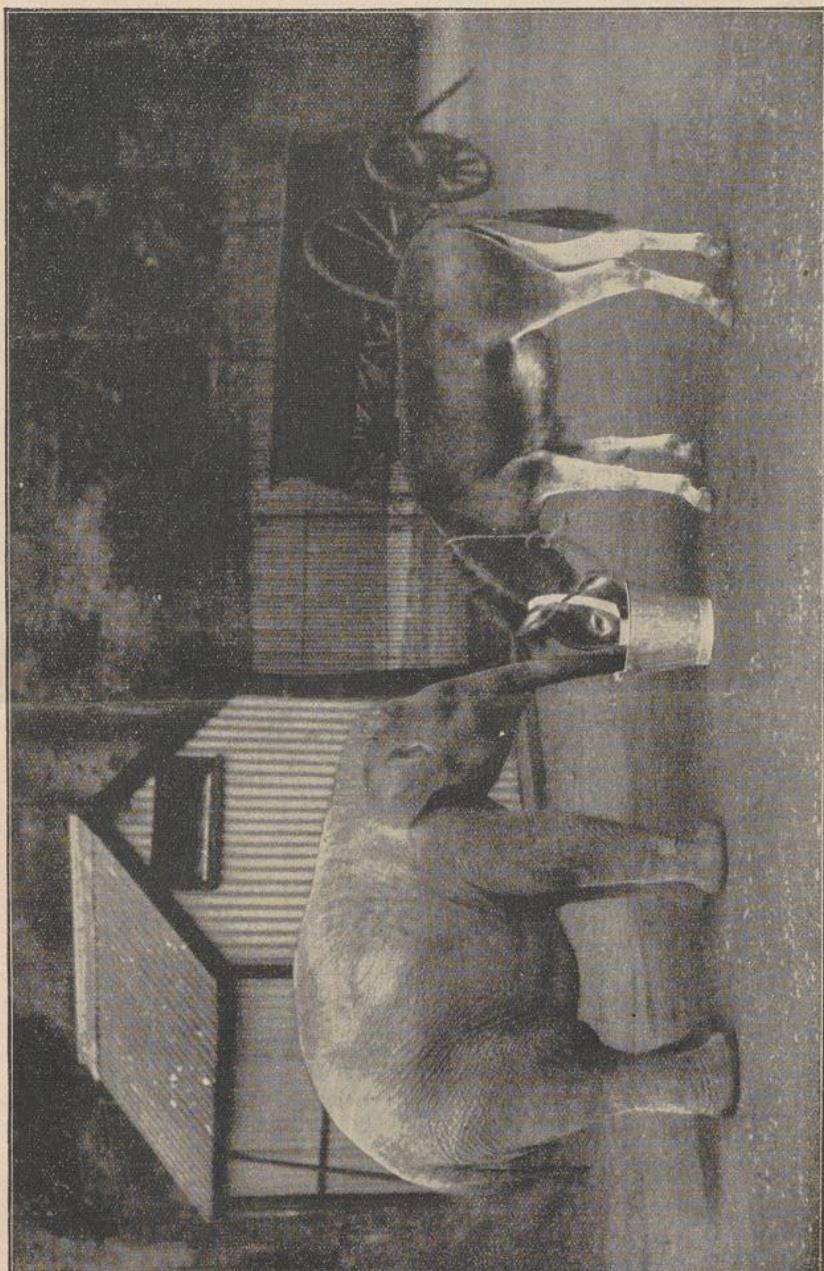
Natürlich erhob sich über diese Aussage ein großer Disput; denn auch unter den Schwarzen gibt es unglaubliche Zweifler, die alles, was über die täglichen Vor-

fommisse hinausgeht, für leere Einbildung und törichten Abergläuben ansehen, ähnlich wie ihre weißen Ge- nosen, die da sofort mit den alten Schlagwörtern „Ammenmärchen, Köhlergläube“ usw. bei der Hand sind. Doch das alte Mütterchen ließ sich durch nichts irre machen, sondern blieb ruhig bei seiner Behauptung: „So habe ich es gesehen und nichts anders.“ Alle Versuche, es ihr auszureden, waren vergeblich.

Die Sache kam auch zu Ohren des Missionärs. Es stieg in ihm die Vermutung auf, das Weibchen möchte vielleicht von einem Wunder aus alter Zeit gehört haben und hätte sich dann in der Aufregung eingebildet, hier etwas Ähnliches zu sehen... Auf alle Fälle wollte er der Sache auf den Grund kommen und beschloß daher, die Frau einem eingehenden Verhöre zu unterwerfen. Das Ergebnis war: die alte Frau hatte absolut keine Kenntnis davon, daß jemals irgendwo auf der Welt ein solcher oder ähnlicher Fall vorgekommen war. Kein Umstand ließ sich ausfindig machen, der irgendwie ihre Einbildungskraft hätte beeinflussen können. Im Gegenteil, die Sache kam ihr ganz unerwartet. Sie erzählte.

„Au, ngambona umntwana ka Nkulunkulu! O, ich sah das Kind Gottes! Der Umfundt erhob ein wunderschönes Kind, ein weißes (europäisches) Kind und legte es wieder nieder. Ich sah es bei der ersten und vierten heiligen Messe; die andern Male sah ich es nicht. Auch heute sah ich gar nichts, weil ich hinter den anderen saß und nicht nach vorne sehen konnte. Das Kind war wunderschön, weiß wie ihr abelungu (Europäer) und hatte eine schöne Farbe, wie ein lebendiges abelungu-Kind (njeng' omntwana ozwayo wabelungu wakini). Priester und Kind schauten einander an. Weil aber das Aufheben und Niederlegen so schnell ging, konnte ich hauptsächlich nur das wunderschöne Kindergesicht sehen. Das Kindchen war weiß gekleidet, die Füße aber konnte

ich nicht sehen, weil sie unter den Händen des Priesters verborgen waren. O, ich sah das Kind Gottes! Jetzt bin ich froh, mein Herz freut sich immer noch. Ich werde nun alles tun: ich will glauben, lernen, beten und mich taufen lassen!“



Welle Einrichtung.

Wie kommt die heidnische Frau zu dem Ausdruck: „Ich sah das Kind Gottes“? — Der Heide braucht zuweilen diese Redewendung, wenn er von einem Menschen spricht, den er sehr hochachtet. Er kann in solchem Falle sogar sagen: „Ung'uNkulunkulu wami!“ (Du bist mein Gott.)

Die Frau war während des Verhörs ruhig und geistig und gar nicht aufdringlich; im Gegenteil, man

konnte sie nur mit Mühe zum Reden bringen und beantwortete nur knapp die Fragen, die an sie gestellt wurden. Ein paarmal stand sie sogar auf, um wegzu gehen, denn das Ausgefragtwerden schien ihr lästig zu sein. Daß die alte Frau absichtlich etwas Erdichtetes gesagt haben sollte, ist absolut ausgeschlossen. Ob irgend eine Selbstäuschung vorliegen kann, ist schwer zu sagen. Solche Erzählungen sind keine Glaubensartikel, und jeder kann sich dazu stellen, wie er will.

Wir sagen nur eines: Derselbe Gott, der einst als demütiges Kind in den Stall zu Bethlehem herabstieg, würdigt sich auch auf die Worte eines katholischen Priesters während der heiligen Messe in die Hütte eines armen Käffern herabzusteigen. Gottes Wege sind wunderbar, und Er, der die ewige Liebe ist, kann auch ein altes Käffernmütterchen begnadigen wann und wie er will. Und warum sollte heutzutage in einem heidnischen Lande, das dem Christentum eröffnet werden soll, nicht das wieder geschehen können, was in alter Zeit nach dem einstimmigen Urteil der Propheten vorgekommen ist? Doch, solange die Kirche nicht gesprochen hat, müssen auch wir uns kein definitives Urteil an.

Zum Schluß sei noch auf einen andern Gedanken hingewiesen: Das alte Mütterchen nahm ihren Sohn und dessen junge Frau in die eigene Hütte auf, damit die Hütte ihres Sohnes frei würde für die Erteilung des christlichen Unterrichtes und die Feier der heiligen Messe. Das war für sie jedenfalls ein bedeutendes Opfer, und der Herr hatte es ihr anscheinend mit einer großen Gnade belohnt. Nun ist aber eine alte, bienenförmige Strohhütte, in die man auf allen Vieren hineinkriechen muß, noch keine würdige Stätte fürs heilige Messopfer. Findet sich unter den Lesern des Verfassers nicht eine edle, hochherzige Seele, die bereit ist, die nötigen Mittel zu spenden, um in der Nähe des Pambanahoni eine Schule zu erbauen und eine würdige Kapelle? Welch' ein Gottesseggen würde auf solch einem Werke ruhen!

Wir könnten noch über manch' andere Katedchesenstelle bei St. Michael, wo auch zeitweilig die heilige Messe gelesen wird, berichten. Es sind im ganzen fünf Plätze, die mit der Zeit eigene Missionszentren bilden sollen mit Unterricht, heiliger Messe und Gelegenheit zum Empfang der heiligen Sakramente. Diese Plätze in einer dichtbevölkerten Käffernlokalition, in hochromanischer Gebirgsgegend gelegen, sind je zwei bis drei Stunden von einander entfernt. Die Arbeit in dieser steinigen und zerklüfteten Gegend ist für einen alleinstehenden Missionär viel zu groß, deshalb wiederholen wir immer wieder den Ruf nach eifrigen Mitarbeitern im Weinberge des Herrn. Die erste Aussaat ist geschehen, und, wenn nicht alles trügt, winkt uns eine reichliche Ernte.

### Bilder aus dem Missionsleben.

Bon Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus, 12. Dezember 1909. — Gestern kam ein schlecht gekleideter Käffer hieher. Auf dem Kopfe saß ihm ein alter Filzhut, und am Leibe hatte er nichts als einen langen, abgetragenen Kittel; dagegen verfügte er über einen kräftigen Stock aus Seekuhhaut, der ihm als Reitpeitsche diente.

Auf die Frage, was er hier wolle, erwiderte er: „Unkulunkulu (Gott) hat mein Weib geschlagen und am

ganzen Leibe verbrannt; komm', gib mir eine umutsha (Arznei).“ Ich verstand ihn sofort; er wollte sagen, seine Frau sei vom Blitz getroffen worden und ich möchte ihr nun helfen. „Ist deine Wohnung weit von hier?“ — „Nun, nicht allzu weit; ich wohne da drüben über den Bergen.“ — „Heute habe ich keine Zeit mit dir zu gehen; nächsten Montag aber will ich kommen, wenn du mir einen verlässlichen Führer schickst, der mir den Weg zeigt.“ Er war damit zufrieden, nahm die Arznei, die ich ihm zum Einreiben der Brandwunden gab und versprach mir, am kommenden Montag den Bruder seiner franken Frau als Begleiter und Wegweiser zu schicken.

Dieser traf am genannten Tage richtig hier ein, und somit machten wir uns schon um 7 Uhr früh auf den Weg. Ich nahm nichts mit als eine zweite Flasche Medizin für die Brandwunde, denn mein Führer versicherte, es seien bloß ein paar Stündchen zu reiten. So ritten wir nun über Berg und Tal, über Schluchten, Pfützen und Bäche, bergauf und bergab, über Stock und Stein auf schmalen, rauhen Käffernpfaden, und der Weg wollte kein Ende nehmen, obwohl die Sonne inzwischen den Zenit überschritten hatte.

Tief in einer Schlucht fanden wir einen Haufen Käffernweiber, die mit ihrem freischwingenden Stimmen einen wahren Höllenspektakel aufführten und dabei tanzten und in die Hände klatschten, daß unsere Pferde scheuten und wir stramm die Zügel halten mußten, daß sie uns nicht durchgingen. Was bezweckte denn der ganze Lärm? Sie feierten ein Fest zu Ehren eines Mädchens, das die Zeit seiner Pubertät erlangt hatte und mit glatt geschorenem Kopf zwischen ihnen auf dem Boden saß. Wir geboten ihnen Ruhe, um mit unseren scheuen Pferden über den breiten Bach zu kommen, der hier vorüberfloss.

Auf der anderen Seite kamen wir zur Hütte eines Käffernarztes. Er hatte bloß eine umutsha (Leibbinde) und ein altes, schmutziges Hemd an, kam uns aber freundlich entgegen und zeigte uns nicht ohne Selbstbewußtsein einen tief in die Erde versunkenen Stein. Er hatte ihn aus dem nahen Bach geholt und hier eingesenkt, damit er ihm als Blitzableiter diene. Ich schabte mit meinem Messer etwas an dem pechschwarzen Stein, der aber weich wie Kreide war. Es schien mir Graphit zu sein. Im übrigen ließ ich den Doktor auf seinem Glauben, denn es wäre vergebliche Liebesmüh, ihm begreiflich machen zu wollen, daß dieser Stein kein ausgezeichneter Blitzableiter sei. Neben dem Käffernarzt saß ein Mann, den ich für einen halben Hottenrotten hielt. Er hatte eine blasses, aschgraue Gesichtsfarbe und so häßliche Gesichtszüge, daß sie geradezu abschreckend wirkten.

Wir ritten weiter und kamen auf einem langen, schmalen Fußpfad, der ganz mit Steingeröll überdeckt war und daher unsere Pferde ungemein ermüdeten, auf einen hohen Berg mit prächtiger Aussicht. Es war eine harte Tour; doch endlich, nachdem wir noch ein halbes Stündchen auf allerlei Schlangenpfaden bergauf und bergab geritten waren, befanden wir uns vor dem Kraale, in dem das vom Blitz getroffene Weib lag.

Die hier wohnenden Käffern waren fast alle Protestanten (Wesleyaner); die Gegend war eine Location, das heißt Land und Boden war den Schwarzen von der englischen Regierung reserviert. Der Häuptling, ebenfalls ein Wesleyaner, wohnte in nächster Nähe. Sein Haus war nach europäischer Art quadratförmig erbaut,

besaß eine Veranda und war von drei Seiten mit einem schattigen Wattewäldchen umgeben.

Die Kranke selbst fanden wir in einem erbarmungswürdigen Zustande. Mich wunderte nur, daß sie vom Blitze nicht ganz getötet worden war, denn ihre ganze Rückseite bis zu den Knieen herab, war eine einzige Wunde. Man hatte sie in eine schwere, langhaarige Wolldecke eingewickelt, was das Leiden natürlich nur vermehrten konnte. Ich überreichte den Leuten meine Medizin, sagte ihnen, wie sie dieselbe verwenden sollten und riet ihnen, statt der heißen, schweren Wolldecken im Laden einige Meter leichten Baumwollstoffes zu kaufen, um die Kranke damit zuzudecken.

Sie versprachen alles getreulich zu tun; da sie jedoch von der Behandlung solcher Wunden keine blaße Idee haben, legten sie die Kranke eines Tages auf einen Schlitten und brachten sie, sechs Mann hoch, hieher nach Taus. Was die Frau auf dem langen weiten Weg, in solch primitiven Behältern gesessen haben mag, kann man sich denken!

Sie kam übrigens lebend hier an und wurde von unserer Schwester Anastasia sogleich in liebevolle Pflege genommen. Ihr Zustand bessert sich von Tag zu Tag, so daß gegründete Aussicht vorhanden ist, sie werde in 14 Tagen den Rückweg in den heimatlichen Kraal antreten können. Soviel vermag eine sorgsame, rationelle Kur; daheim in dem rauchigen Kraal und bei der verfehlten Behandlung wäre die arme Frau ihren Brandwunden sicherlich erlegen.

Nur allzu gerne hätten wir ihr auch geistiger Weise geholfen, doch da war nicht viel zu wollen. Sie war Protestantin und die zweite Frau ihres noch heidnischen Mannes; so lange sie aber von ihm nicht dauernd getrennt ist, kann natürlich von der Aufnahme in die katholische Kirche keine Rede sein. Allein auch so glauben wir, daß das gute Werk, das wir an dem armen Geschöpfe getan, zur rechten Zeit seine Früchte tragen werde.

### Chronika eines fahren den Schülers.

Von Clemens Brentano.

(Fortsetzung.)

Besonders aber hat mich der hohe Münsterturm erschüttert, als ich aus einem schattigen Baumgang hervortrat und ihn über die Dächer der Nachbarhäuser auf mich niederschauen sah. War es mir doch im Anfang so bange vor ihm, wie es einer Grasmücke sein muß, wenn ein Riese den Busch über ihrem Neste öffnet und auf sie niederblickt. Alles Menschenwerk, so es die gewöhnlichen Grenzen an Größe oder Vollendung übertritt, hat etwas Erschreckendes an sich, und man muß lange dabei verweilen, ehe man es mit Ruhe und Trost genießen kann.

Ich habe dies aber nicht allein bei dem Anblitze dieses schwindelhohen Turmes empfunden, sondern auch bei gar lieblichen und feinen Werken, von welchen ich nur nennen

will die überaus feinen und natürlichen Gemälde des Malers Wilhelm in Köln, der von den Meistern als der Beste in allen deutschen Landen geachtet wird; denn er malt einen jeglichen Menschen von aller Gestalt, als lebe er. Die Werke dieses Wilhelm aber, die ich zu Köln gelehrt, sind dermaßen zart, fein, scharf und lebendig, daß man schier glauben sollte, sie seien von Händen der Engel gemacht, und erbebte man bei ihrem Anblick, weil sie zu leben scheinen und doch nicht leben. Man fühlt da wohl, daß der Mensch etwas sein und schaffen kann, was viel herrlicher ist als sein gewöhnliches Sein und Schaffen, und man erschrickt darüber, daß diese Herrlichkeit so fremd und selten ist, daher wohl eine Menge Sprossen auf der Leiter zu dieser Vollkommenheit, wo nicht fehlen, doch unsichtbar sein müssen, und wir alle wohl tief heruntergeworfen sind.

Die gewaltige Künstlichkeit des wunderwürdigen Münsterturmes hätte mich beinahe wieder niedergeschlagen, denn ich bedachte mit Verwunderung, wie ich doch unter den hohen Eichen, in finstern Wäldern, auf hohen Bergen, an steilen Abgründen und bei stürzenden Wassersfällen in einsamen Tälern recht in Einöde, ja ganz verlassen, auch wohl gar hungrig gesessen und mich doch nicht so bewegt gefühlt als beim Anblick dieses Turmes. Wenn ich die Blätter und Zweige der Bäume betrachte, so frage ich nicht, wie sie da hinaufgekommen, und erschrecke nicht, wenn sie sich hin und her bewegen mit Rauschen; aber wenn ich diesen wunderbaren Turm anschau mit seinen vielen Türmlein, Säulen und Schnörkeln, die immer auseinander herausstreben und durchsichtig sind wie das Gerippe eines Blattes, dann scheint er mir der Traum eines tieffinnigen Werkmeisters, vor dem er wohl selbst erschrecken würde, wenn er erwachte und ihn so

fertig vor sich in den Himmel ragen sähe; es sei denn, daß er auf sein Antlitz niedersiele und aussriebe: „Herr, dies Werk ist nicht von mir in seiner Vollkommenheit, du hast dich nur meiner Hände bedient; mein ist nichts daran als die Mängel; dieje aber decke zu mit dem Mantel deiner Liebe und lasse sie verschwinden im Geheimnis deiner Maße.“

Keiner aber hat dies wohl erlebet, keiner hat einem solchen Werke seiner Erfindung die Krone aufgesetzt; ganze Geschlechter sind vielmehr von den Baugründen herabgestiegen und haben sich zur Ruhe in die Gräber gelegt zu den Füßen des Turmes, der nichts davon weiß und dasteht ernst und steinern, der kein Herz hat und keinen Verstand, ja eigentlich ein recht unvernünftiger Turm ist und doch dasteht, als wäre er aus sich selbst hergewachsen, und brauche er keinem Menschen zu danken.

Dieser gewaltige Ausdruck der Erhabenheit aber in einem solchen Werke, an welchem die Weisheit und Mühe und Andacht von Jahrhunderten an unendlichen Linien des Gesetzes, des Verhältnisses, der Not und Zier mit halsbrechender Kühnheit hinangestrommen, um auf dem Gipfel dem Herrn zu lobsing, verbunden mit seinem



Der neue Weihbischof von Gnesen  
Domherr Kloßke.

eigentlichen inneren Tode, sodaß er, der alles durch sein Dasein im tiefsten Herzen röhret, doch gar nichts davon mitempfindet, das ist es, was seinem Anblick und der Erscheinung aller gewaltigen Menschenwerke einen Schrecken beimischt. Es ist, als frage er: „Was bin ich und warum bin ich, und was ist es, das dich also röhret an mir?“ Was können wir ihm aber anderes antworten, als: „Die Werke des Herrn sind unbegreiflich, er treibt uns an, zu bauen und zu schaffen bis über das Leben hinaus; denn wir waren unsterblich und vollkommen,

kann der Mensch allein, und alles Bewunderung Erregende ist ein Vorte Gottes, der uns mahnet an das Licht, das wir verloren und das uns wieder verheizen ist durch Christi Blut, so wir uns dessen teilhaftig machen. Also ist mir auch immer meine Drangsal erschienen als eine Sehnsucht nach einem besseren Leben, und alle meinen bittern Stunden waren nur die kalten, stürmenden Wintertage, denen der leibliche Frühling folget mit Blumen und Gesang, so ich guten Samen säe und meine Seele fülle mit dem Lobe Gottes.

In solchen Betrachtungen wollte ich wieder nach dem Sommerhäuslein gehen, sah aber meinen gnädigen Herrn und Ritter gar tiefdringlich mit gefalteten Händen unter einem Baume im Sonnenschein sitzen und getraute mich nicht, an ihm vorüberzugehen, damit ich ihn nicht störe. Ich stellte mich darum in seiner Nähe bescheidenlich an die Laubwand und nahm mein Barett in die Hände, erwartend, ob er seine Augen vielleicht nach mir wenden möge.

Der Anblick meines Herrn erweckte eine große Ehrfurcht in mir. Ich hatte ihn gestern nicht recht gesehen, denn es dunkelte schon, da er mich am Wege barmherzig zu sich nahm. Haupt- und Barthaar waren schneeweiß, und es mochten wohl viele Sorgen über ihn hingegangen sein. Ich erinnerte mich nicht, jemals einen so frommen alten Ritter gesehen zu haben, der mit seinem ernsten und milden Antlitz ein solches Vertrauen in mein Herz senkte. „Gott gebe, daß ich also in Ehren grau werden möge!“ dachte ich bei mir und fühlte mich mit ganzer Seele zu dem lieben Herrn hingezogen. Er aber schien sehr betrübt zu sein, seufzte auch oft und tief, und die kleinen Böglein, die über ihm im Baume so lustig sangen, sonnten ihn nicht trösten.

Da ich so eine Weile nach ihm hingesehen hatte, wendete er die Augen zufällig nach dem Orte, wo ich stand, und er redete mich freundlich an mit den Worten: „Wie ist dir, Johannes, daß du so stille dastehst?“ Worauf ich ihm entgegnete: „Ich wollte Eure Ruhe nicht stören, Herr, Ihr scheinet mir in schweren Gedanken.“

Der Ritter aber sprach hierauf: „Johannes, wie gefällt Dir Deine neue Heimat? Bist Du zufrieden bei mir?“

Da sagte ich: „Herr, sollte ich nicht froh sein? Da ich nun weiß, wo ich schlafen und wo Brot finden und wem dienen um des Herrn willen, da weiß ich nun auch, wen lieben, wem danken außer Gott und für wen beten außer für mich. Herr, meine neue Heimat gefällt mir wohl; Gott gebe, daß auch ich ihr wohlgefalle und ihrer würdig werde.“ — Da lächelte der Ritter und sprach: „Johannes, wenn dir deine Worte ernst sind, so werden wir gute Gesellen sein, denn deine Rede gefällt mir wohl. Aber was willst du tun, mir wohlzugefallen, was willst du mir geben, da du nichts hast?“

Hierauf erwiderte ich: „Herr, ich bleibe Euer Schuldner vor der Welt, denn ich kann Euch kein Wams geben für das Wams, das ich durch Eure Gnade trage; aber vor Gott gebe ich Euch einen guten Zahlmann, denn vor ihm schenke ich Euch mein Herz!“



Ein Riesen-Geiß auf deutschem Boden.  
(Der Ramedy-Sprudel bei Andernach am Rhein.)

und wir sind gefallen in den Tod durch die Sünde. Du Turm, aber stehe als ein Zeuge, daß wir dunkel fühlen, was wir waren vor dieser Zeit, und daß wir noch ringen nach unendlichem Ziele. So stehe denn als ein Träger unserer Mühe und unserer Buße zu Ehren unseres Heilands und Seligmachers Jesus Christus, der uns erlöset hat durch sein bittres Leiden und Sterben! Amen.“

Also gedachte ich in mir, und wenngleich umgeben von lebenden Bäumen und Blumen, in welchen — wie selbst in den harten Felsen — eine Seele zu wohnen scheint, welche mit dem Menschen atmet und fühlt, im Frühling sich mit ihm freuet und im Winter mit ihm trauert, so konnte ich doch meine Augen nicht von dem Turme wenden. Der Sinn des Menschen strebt immer nach dem Unbegreiflichen, als sei dort das Ziel der Laufbahn und der Schlüssel des Himmels. Denn bewundern

Da versetzte der Ritter scherhaft: „Wenn ich dir nun auch mein Herz geben wollte für das deinige, so behieltest ich doch das Wams zu gute; wie dann Johannes?“

Worauf ich entgegnete: „Herr, Ihr rechnet so streng, als wolltet Ihr mich verhüten in Gegenrechnung, und so muß ich dann schon sagen, daß mein Herz gewiß nicht Wert hat gegen das Eure, welches geprüft ist durch lange Jahre, während das meinige arm ist und ohne Verdienst; ja, da ihm alles Gute, was er gewollt hat, nicht zugute kommt, weil es keinen Wert hat, den es Euch mit sich geben könnte, denn der Glaube an die Barmherzigkeit des Heilandes kann nicht mit dem Herzen verschent werden, und doch vermag dieser Glaube allein ein Herz zu besetzen und glücklich zu machen. So nehmst es denn hin, wie es ist, und füget hinzu, was man nicht mitgeben kann. Doch habe ich noch eine Gabe, deren ich Euch genießen lassen will, und die Ihr mir nicht so leicht einholen sollet; denn sie ist rasch und fliehet davon; auch werdet Ihr sie mit allem Ernst nicht leicht verdrängen mögen, denn sie ist lieblich und lustig anzuschauen, und könnte ich sie Euch wirklich zu eignen geben, so würdet Ihr sie nicht gerne wieder lassen, eine also gute Gesellin ist sie.“

Mein Herr, der sehr ernst geworden war, sagte hierauf traurig vor sich nieder: „Und was ist das für ein Kleinod, Johannes, mit dem Du so prahlst?“

Da erwiderte ich: „Herr, es ist meine Jugend, deren will ich Euch genießen lassen, wie ich kann! Damit Ihr Euer Alter vergessen bei mir, will ich Euch erfreuen mit mancherlei fröhlichen Reden und Gedanken!“

Aber, was ich da zuletzt gesprochen hatte, war wohl töricht und ein schlechter Anfang meiner versprochenen erfreulichen Reden, denn mein gnädiger Herr ward nun sehr stille und ernst; weil ich ihn an sein Alter erinnert hatte, so glaubte ich. Da redete ich ihn schüchtern an: „Herr, ich habe Euch mit törichten Worten erfüllt.“

Er aber sprach: „Das hast du nicht getan, Johannes; du hast die Wahrheit gesprochen, aber mir ist schwerer auf's Herz gefallen, was mir lange schon darauf liegt, mein Unwert. Nun aber bedenke ich, ob dein fröhlicher Mut mir wohl diese Last von der Brust nehmen wird. Aber das mag wohl nicht sein. Hast du mich nicht gefunden hier im Grünen, in einem lustigen Garten, von der lieben Sonne beschienen und angestungen von den unschuldigen Vögeln, nachdenklich und betrübt? Wirst du können, was der Frühling nicht vermag? So du aber Künste gelernt hast, die ich nicht besitze, so wirst du mein Schuldner nicht bleiben, wenn ich gleich selber ewig Gottes Schuldner bleibe.“

Seze dich zu mir, Johannes, und sage mir treulich, wie du zur Armut gekommen bist im guten, und wie es sich mit dir begeben, bis ich dich gestern an der Eiche gefunden habe im Blobshimer Wald, und dann sollst du ebenfalls von mir hören, warum ich betrübt bin.“

(Fortsetzung folgt)

## Die Geburtsstätte des Missionshauses St. Paul, Post Walbeck, Rheinland.

Den beständigen fleißigen Lesern des „Bergischen Meinstichts“ wird es erinnerlich sein, daß ich als Prokurator der Mariannhiller Mission die Aufgabe hatte, ein Missionshaus für die Zwecke unserer afrikanischen Mission ins Leben zu rufen. Schon glaubte ich, den geeigneten Platz dafür in jenem Winkel Hollands gefunden zu haben, wo dieses Ländchen mit den deutschen Provinzen Westfalen und Hannover zusammenstößt. Eine der Kultur noch harrende Heideparzelle hatte ich mir in beschei-



Aufmerksame Zuhörer.

denem Sinne als rauhes Wiegenbett einer großen Anstalt gedacht, die dort in kommenden Jahren die Aufgabe lösen sollte, entfernt vom Geräusch der Welt, viele junge Leute für die Bekämpfung der Schwarzen Afrikas, für diesen schweren Beruf heranzubilden. Allein der liebe Gott hat es anders gefügt, St. Paul sollte in einem anderen Teile Hollands ins Leben treten, eine bessere Wiege bekommen.

Als ich im Dezember 1910 nach dem Westen reiste, unter anderem auch zu dem Zwecke, den Ankauf der vorhin erwähnten Heidefläche notariell abzuschließen, wurde ich von diesem Reisegiele abgelenkt. Ein unserer Mission freundlich gesinnter holländischer Bahnarzt, der früher in Würzburg studierte, veranlaßte mich, zunächst ein um billiges Geld käufliches Schloß einer ledigen Gräfin anzuschauen, das mir aber nicht besonders zusagte. Der Herr Doktor mußte geradezu zudringlich werden, als er

mich dann folgenden Tages unverhofft beim Wechsel eines Eisenbahnwagens nochmals traf, um mir wegen Mangel an Zeit die Erlaubnis abzugeben, daß noch ein anderer Herr, Eigentümer eines größeren Landgutes, mit dem Angebot desselben an mich herantreten dürfe. Ich empfing denselben am nächsten Tage im Kloster „Heilig Blut“ bei unsern Missionsschwestern. Lebte eine Stunde hörte ich die Lobpreisungen seines Landgutes „Klein Vink“ an, das ich dann am nächstfolgenden Montag in Augenschein zu nehmen versprach. Um 10 Uhr morgens nahm er mich, Absprache gemäß, am Bahnhof Venlo in seinen Wagen, um über die von Napoleon von Amsterdam nach Paris gebaute Chaussee, die ziemlich parallel der Maas geführt ist, in einer Entfernung von zirka 12 Kilometer, durch die holländischen Dörfer Belden und Arcen (sprich Arssen) fahrend, mich in einer guten Stunde mit einer Abbiegung von zirka  $\frac{1}{4}$  Kilometer von der Hauptstraße an Ort und Stelle zu bringen.

Familienverhältnisse wegen erklärte sich der Vächter bereit, den Pachtvertrag zu unseren Gunsten bis zum Frühjahr (1. Mai 1911) ablösen zu wollen.

Und der Kaufpreis? War billiger als jene Heideparzelle, die ich hatte kaufen wollen. Dazu konnte ich hier die größere Hälfte der Kaufsumme noch als Hypothek stehen lassen. Die Erlaubnis des zuständigen Hochwürdigsten Herrn Bischofs von Roermond hatte ich in wenigen Tagen, der Kaufvertrag wurde abgeschlossen und „Klein Vink“ war vom 1. Januar 1911 ab Eigentum der Mariannhiller Mission.

Eine schönere Weihnachtsfreude hätte mir die göttliche Vorsehung nicht bereiten können, als sie es dadurch getan, daß sie meine Schritte nach diesem holländischen Landgut lenkte. Die Frau des Vächters schenkte mir eine Photographie des Wohnhauses, infolgedessen ich in der glücklichen Lage bin, unsere Missionsfreunde mit dieser Geburtsstätte des zu gründenden Missionshauses zu überraschen.

Ich sehe, wie viele sich darüber mit mir freuen und Gott im Himmel dafür danken. Meine Confratres, die Missionäre in Südafrika, unsere guten Missionsbrüder und wackeren Missionsschwestern werden sich mit mir freuen. Sie spielten bisher die Rolle des betenden Moses, die durch ihr Flehen meine Schritte so zu lenken wußten, daß der gute Gott mich in letzter Stunde das finden ließ, was ich vergleichlich seit einem Jahr in Europa gesucht hatte. „Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen die Ehre!“

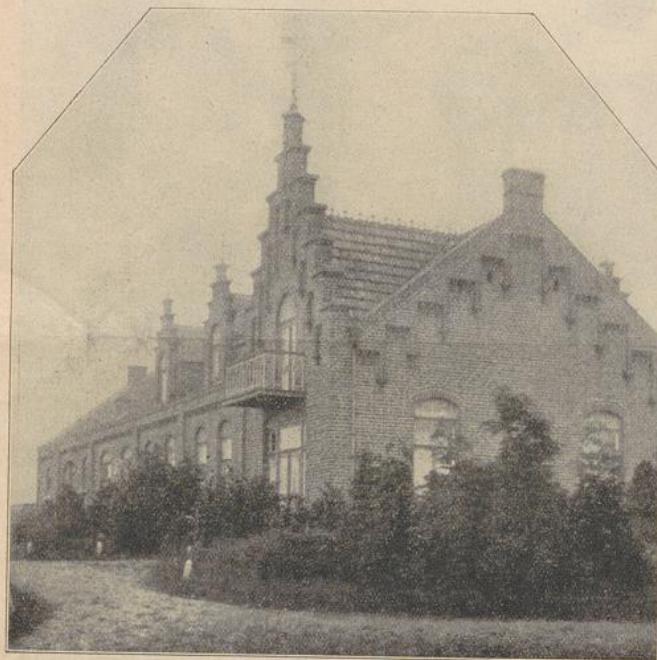
Ich muß nun ernstlich an die Ausstattung dieses neuen Missionshauses denken. Was brauche ich da nicht alles? Ich fände nicht zu Ende, wollte ich es aufzählen. Alles fehlt noch, besonders jede Einrichtung für die Notkapelle. Ich hoffe jedoch zufrieden, daß die mächtige Güte Gottes, die unsere Geschicke bisher so befriedigend geleitet hat, uns auch für diese Zwecke wohltätige Seelen erwecken wird, das zu vollenden, was der Herr sich gewürdigt hat, durch mich anzufangen zu lassen.

Geburtstagsgeschenke für „St. Paul“ werden unsere Vertretungen gerne ihrer Bestimmung zuführen. Am 1. Mai d. J. wird die Größnung mit 2 Patres und einigen Brüdern stattfinden. Nach diesem Datum werden vorläufig nur Brüder-Postulanten, soweit der Platz reicht, dort Aufnahme finden können. Bis dahin mögen sich solche wegen Aufnahme an den Procurator nach Würzburg wenden, vom 1. Mai ab aber an den Hochw. P. Superior des Missionshauses St. Paul, Walbeck, Rheinland.

P. Notker Vorjel.

#### Wert der christlichen Mutter.

In der fünften seiner berühmten Predigten über „die großen sozialen Fragen der Gegenwart“ äußerte sich der hochselige Bischof von Ketteler zu Mainz am 19. Dez. 1848: „Die größte Wohltat, die Gott einem Menschen in der Natur zuwenden kann, ist ohne Zweifel das Geheimt einer wahrhaft christlichen Mutter. Ich sage mit Absicht nicht einer zärtlichen, liebevollen Mutter; denn wenn die Mutter vom Geiste der Welt erfüllt ist, so ist ihre Liebe dem Kinde nicht nützlich, sondern verderblich. Aber eine christliche Mutter ist unter allen Gottesgaben die größte.“



Geburtsstätte des Missionshauses „St. Paul“.

Und was fand ich da? Was ich mir nicht getraut hatte zu erwarten. Ein hübsches, noch ziemlich neues Vächterhaus, daneben eine geräumige Scheune, vor mir Felder und Wiesen, im Hintergrunde Tannenwald und Heideland, kleine Hügel sogar, (hier „Berge“ genannt) und ein flares gesundes Trinkwasser. Jenseits des Waldsaumes liegt die deutsche Grenze. Walbeck heißt der zirka 2500 Einwohner zählende Ort, an der Gelderschen Kreisbahn gelegen, die Kevelaer mit Kempen verbindet, in 45 Minuten von dem Vächterhaus zu erreichen. Walbeck hat Post, Telegraph und Telefon.

Der Weg für zollpflichtige Waren würde über Venlo führen oder aber von Straelen (bei Walbeck) aus über die an der Chaussee von Straelen nach dem holländischen Arcen an der Grenze gelegenen Bollstation.

Wohl war das Gut auf 12 Jahre verpachtet, von welcher Frist erst zwei Jahre verstrichen, allein besonderer

# St. Josephsgärtchen.

## Die Verehrung des hl. Joseph in der katholischen Kirche.

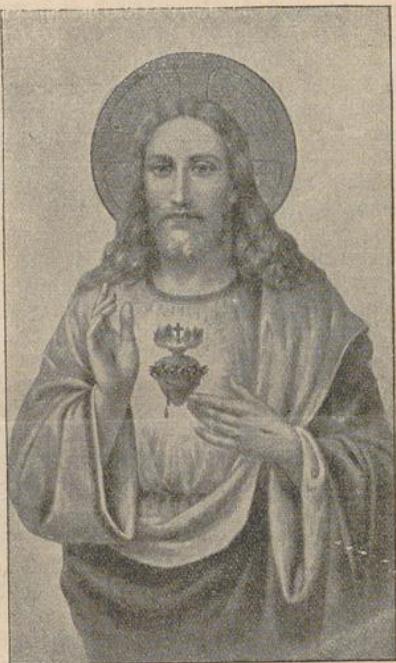
„Du aus Davids Stamm geboren,  
Bräutigam der Jungfrau rein;  
Jesus hat Dich ausgesoren  
Ihm an Vaters Statt zu sein.“

In diesen Worten ist die ganze Hoheit, Heiligkeit, Würde und Macht des hl. Joseph ausgedrückt. Als treulicher Gemahl Mariens und Nährvater Jesu Christi verdient der hl. Joseph die hohen Ehren, die ihm die Kirche zollt. Als der vom ganzen Himmel bevorzugte Heilige verdient er das Vertrauen, das wir auf seine Hilfe setzen. In der Andacht zu diesem großen Heiligen und Schutzpatron ermuntert uns die Kirche, die Stellvertreterin Jesu Christi. „Wir halten es für sehr ersprießlich,“ schrieb Papst Leo XIII. in einer Enzyklika, in welcher er den hl. Joseph zum mächtigen Schutzherrn der Kirche aufforderte, „daß das katholische Volk neben der Allerheiligsten Jungfrau und Gottesgebäuerin Maria auch ihren reinsten Gemahl, den hl. Joseph in ganz besonderer Weise und mit großem Vertrauen anrufe... Da Uns so viel daran liegt, daß diese Andacht in den Sitten und Gewohnheiten der Gläubigen tiefen Wurzeln schlage, wollen Wir, daß das katholische Volk auch durch unser Wort und durch Unsere Autorität dazu angeregt werde.“

Das war die schlichte Mahnung, die am 15. August 1889 der erhabene Priesterkreis von dem Throne des hl. Petrus aus an die Gläubigen des ganzen Erdkreises richtete und die Mahnung daran knüpfte, den Monat März zu Ehren des hl. Joseph in ganz besonderer Weise zu heiligen. Das war es, was er im Augenblick, wo rings umher die Wucht der Stürme das Schifflein Petri umdrohte, seinen Schutzbefohlenen zurufen zu sollen glaubte, zu einer Zeit, in der, wie er sagt, der Glaube schwindet, die Liebe erkalte, die Hoffnung der Kirche, die Jugend, planmäßig verderbt, die Kirche selbst mit Gewalt und List bestürmt, das Papsttum bekämpft, an die Grundlagen aller Religion die Frevelerhand gelegt wird.

Es ist nicht von ungefähr, daß in dieser sich überstürzenden, ruhelosen Zeit der maßlosen Selbststucht, der schrankenlosen Gier nach Genuß, des sich selbst vergötternden Dünkels und der Auflehnung gegen Gott und alle rechtmäßige Autorität das Bild des stillen, arbeitsamen Mannes von Nazareth im Glorienscheine uns vor die Seele geführt wird, des Mannes, welcher unbeachtet und vergessen von der Welt, doch in Wahrheit groß war, weil gerecht in den Augen Gottes; des Mannes, welcher Größe, Glück und Wert des Lebens nur darin gesehen, ganz seine Pflicht zu tun, seinem Schöpfer, Herrn und Gott untertänig zu sein, wie alltäglich oder wie außergewöhnlich auch dessen heiliger Wille an ihn herantrat. Gerade darin liegt zumeist die Bedeutung der Andacht zum hl. Joseph für unsere Zeit und für unsere Gesellschaft, daß der Nährvater des Sohnes Gottes, des Allerhöchsten, daß dieser des größten Glückes und der höchsten Ehren gewürdigte Heilige, zu dem die katholische Kirche mit Liebe und Bewunderung emporblickt, ein armer Arbeiter war, der mit seiner Hände Arbeit sich und den Seinigen das feste Brot verdienen mußte; und die Seinigen waren Jesus und Maria, die heiligsten und mächtigsten Personen.

Sein göttlicher Pflegesohn hätte mit einem Wink dem armen Arbeiter Millionen schaffen, für ihn und seine Pflegebefohlenen den denkbar größten und behaglichsten Lebenslucus bieten können, allein der hl. Joseph trug, nach dem Beispiel seines Sohnes, der Knechtsgestalt an, obgleich er der Herr aller Dinge war, die Beschwerden seines Standes mit Mut und Ergebung, er war ein Arbeiter, welcher mit dem Wenigen zufrieden war, das ihm gehörte. Das, betont Leo XIII. in der eben angezogenen Enzyklika, müsse den Armen und den Arbeiter aufrichten und beruhigen, indem es sie lehrt.



Das göttliche Herz Jesu.

wie Arbeit, die mit Tugend verbunden, hochgeadelt ist; es müsse sie abhalten von törichtem und verderblichem Unsturmen gegen die bestehende Ordnung, indem es sie lehrt, auf Beispiel und Schutz des hl. Joseph und auf die mütterlich tätige Sorgfalt der Kirche zu vertrauen.

(Fortsetzung folgt.)

## Vom Irrsinn befreit.

Dem Sendboten des hl. Joseph schrieb im Jahre 1892 eine Frau aus Böhmen folgendermaßen:

Bor beiläufig fünf Jahren traf mich das Unglück, meinen sonst braven, pflichttreuen Mann geisteskrank zu sehen. Alle ärztliche Kunst und Hilfe, selbst die in der Irrenanstalt zu Prag, blieb ohne den geringsten Erfolg.

In dieser meiner großen Bedrängnis ließ ich meinen Mann als Mitglied Ihres Gebeisvereins der mächtigen Fürbitte des glorreichen Patriarchen Joseph empfehlen. Ich selbst begann eine Novene, flehete, so innig ich nur vermochte, zum großen Heiligen und ließ auch hl. Messen nach der angedeuteten Intention lesen.

Und Gott half! Mein Mann erlangte die Gesundheit vollständig wieder. Dafür sei dem Allerhöchsten Ehre, Ruhm und Preis, dem mächtigen, herzensguten Vater, dem hl. Joseph, aber Lob und Dank und allzeitige Verherrlichung auf immer!

P. Niederliška, Böhmen.

### Opferleben und Opfertod.

Mittwoch, den 5. Oktober, starb in Czenstochau eine unserer Missionsschwestern, die sich viele Jahre hindurch mit solcher Aufopferung dem Dienste der armen Kranken gewidmet, daß das „Vergißmeinnicht“ ihr wohl einen kleinen Nachruf schuldet.

Vor etwa zwei Jahrzehnten lebten bei Tuchel in Westpreußen drei fromme Jungfrauen, die eine große Sehnsucht nach dem Ordensleben hatten. Wenn sie doch nur in ein Kloster eintreten könnten, wünschten sie, wo es auch sei, ob nah oder fern. Als sie einst aus der Kirche traten, sagte die eine von ihnen: „Ich weiß, wo hin wir gehen, — nach Afrika!“ Sie hatte nämlich den Mariannhiller Kalender gelesen und alsbald die nach Afrika lockende Stimme der Gnade deutlich in ihrer Seele vernommen. Die Sprecherin war eben jene unermüdliche, liebevolle Krankenpflegerin, Schwester Kajetana. Der Entschluß der drei war kaum gefaßt, so wurde er auch schon ausgeführt. Schwester Kajetana fand am 6. Januar 1893 Aufnahme im Noviziatshaus der Schwestern in Mariannhill. Das war der denkbar schönste Tag für die künftige Missionsschwester: Wie die hl. Dreiförmige den armen, leidenden Jesus in der Ferne suchten und fanden, so suchte auch sie die armen, leidenden Glieder Christi in weiter Ferne und wie diese fand sie!

Schon im Jahre 1895 wurde sie auf die Station Czenstochau geschickt, die infolge eines weniger gesunden Klimas ihr reichlich Gelegenheit zur Krankenpflege bot. Da gab es Fieber, Typhus, Ruhr, Schwindesucht, Wunden, bösartige Halsleiden und Erkältungen und eine große Kindersterblichkeit, von der die vielen kleinen Kreuze auf den kleinen Grabhügeln des hiesigen Gottesackers bereutes Zeugnis ablegen. Wieviel unermüdliche, erforderliche Liebe hat sie nicht in den fünfzehn Jahren dahier geübt! Oft war ihr großes Krankenzimmer ganz angefüllt mit Leidenden oder konnte nicht einmal alle aufnehmen. Dann ging sie von Bett zu Bett, reichte die Medizinen, hob und trug die Kranken, bettete sie um, verband die widerlichsten Wunden, erwies ihnen mit heroischer Selbstüberwindung die ekelhaftesten Dienste als etwas Selbstverständliches, unterbrach mit stets gleich freundlicher Miene oft die in Afrika so notwendige Nachtruhe oder verzichtete ganz darauf, sobald die Kranken auch nur im geringsten ihrer bedurften. Den ganz Schwachen führte sie mit herzlicher Liebe Speise und Trank zum Munde und den ganz Kleinen, die nicht selten außerordentliche Leiden zu erdulden hatten, erzielte sie monatlang Tag und Nacht die sorgliche Mutter. Wiederholt hatte sie einzelne Kranken jahrelang gleichsam als liebe Stammgäste in Pflege, z. B. die den Vergißmeinnichtlesern als „kleine Dulderin“ (gestorben 20. September 1902) bekannte Sophie, die an Beinen, Rücken und einem Arme so jämmerlich verbrannte Walburga, die schwindsüchtige Monika, denen sie um so mehr Liebe erwies, je mehr ihre Leiden sich in die Länge zogen. Viele sind im Laufe der Jahre in ihren Armen gestorben.

Bei so vielen aufreibenden Arbeiten kam ihr trefflich zu statten ihre langjährige kräftige Gesundheit. In dem terrassenförmig angelegten Czenstochau eilte sie Hügel auf, Hügel ab, von den franzosen Schwestern zu den franzosen Kindern, vom Krankenhaus in die Küche; dann ging es in den Garten hinunter, in welchem sie viele Heilkräuter gepflanzt hatte, an manchen Tagen begab sie sich in Kraals der Umgegend zur Pflege verlassener Kranken oder in Begleitung von Kindern in die afrikanische Wildnis auf die Suche nach Arzneipflanzen.

— Trotz dieser umfassenden äußeren Tätigkeit war sie eine ganz innenreiche Seele, alle ihre Liebesdienste waren nur der Ausfluß einer tiefen Frömmigkeit. Daher lag ihr die Seele der Kranken besonders am Herzen. Sobald sie eine Gefahr merkte, meldete sie es dem hochw. P. Missionär, damit die Ungetauften noch vor ihrem Hinscheiden die heilige Taufe empfingen und die Getauften nicht ohne die heiligen Sterbesakramente sterben. Eine besondere Freude bereitete es ihr jedesmal, wenn eine ihrer Pflege Anvertraute gut vorbereitet auf dem Krankenbette zum erstenmale beichtete oder gar die erste heilige Kommunion empfing. In zweifelhaften Fällen wußte sie es durch innige Bitten dahin zu bringen, daß ihren lieben Kranken das Glück der ersten heiligen Kommunion doch noch zu teil wurde. Um den rührenden Akt recht feierlich zu gestalten, schmückte sie dann das Krankenzimmer mit frischem Grün und bunten Bändern, alles mußte da blinken und glänzen, aus nichts wußte sie etwas zu machen; besonders das Altärchen prangte in einem Schmucke, wie ihn nur kindliche Frömmigkeit und sinnige Liebe zu bereiten versteht. Die franz. Erzkomunikantin vollends war an diesem Tage der Gegenstand einer so warmen, mütterlichen Liebe, daß sie alle ihre Leiden vergaß. Alles an der guten Schwester Kajetana verriet an einem solchen Tage ein stilles, inneres Glück, herzlichen Dank gegen Gott und innige Teilnahme an der Freude der Kranken.

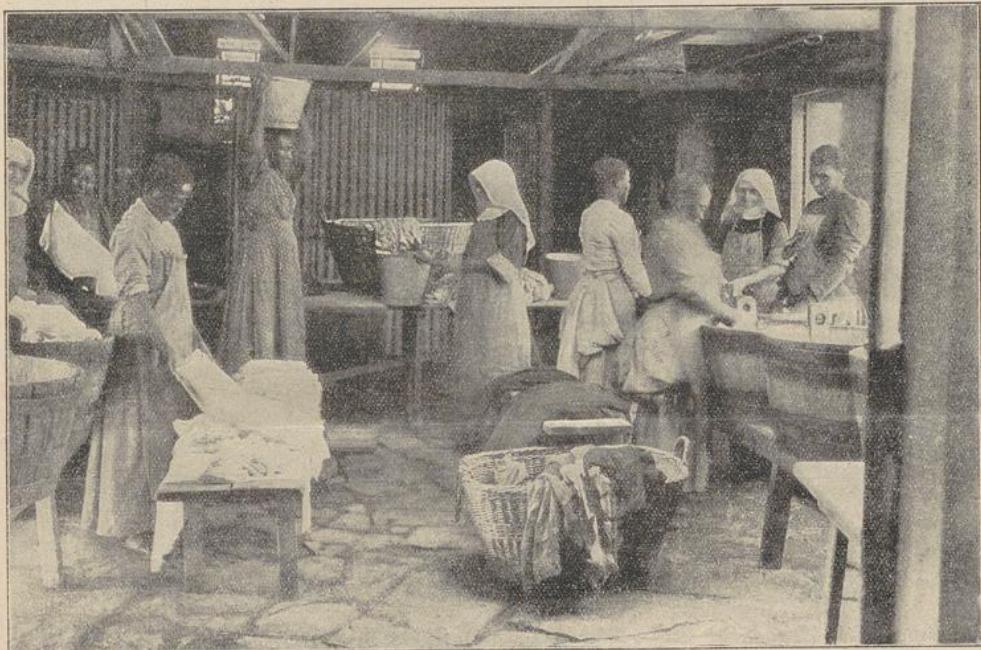
Kam es mit den Kranken zum Sterben, so verdoppelte sich ihre Sorgfalt. Sie suchte ihnen die schwere Stunde leicht zu machen. Sie rief Schwestern und Kinder zum Beten des schmerzhaften Rosenkranzes; Weihwasser, Sterbekreuz und Kerze waren bereit und der Priester erschien zur Verrichtung der Sterbegabe. Die aufgebahrte Leiche schmückte sie sinnig mit Blumen und Heiligenbildchen, was unsere Schwarzen so gern sahen, und betete und opferte viel für die hingeschiedene Seele. Auch hatte sie die Gewohnheit, die Leiden der kranken Kleinen dem lieben Gott in verschiedenen Meinungen aufzuopfern und wenn sie gestorben waren, sich im Gebete an sie zu wenden.

Ein weiterer Beweis ihrer echten Frömmigkeit war ihre Treue in Beobachtung der gemeinsamen Übungen. Sobald die Glocke zum Gebete oder einer anderen Übung rief, eilte sie zur Gemeinde, wenn sie eben abkommen konnte. Denn mit Geschick wußte sie ihre Arbeiten so einzuteilen, daß sie das klösterliche Leben mit dem Wirken in der Mission in schönen Einklang brachte. War das Gebet vorüber, so erschien sie alsbald wieder bei ihren Kranken, nur sich selbst, ihre Ruhe und Bequemlichkeit vergessend. Überhaupt war große Neigung zum Gebete ein Hauptzug ihrer edlen Seele. Überaus teuer war ihr die heilige Messe und die heilige Kommunion, die sie in den letzten Jahren täglich empfing, ein Glück, über welches sie oft eine heilige Freude empfand. Das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi verbunden mit einer innigen Liebe zur schmerzhaften Mutter war fast der ausschließliche

Gegenstand ihrer Betrachtung und in der letzten Zeit hatte sie stets ein Bild des kreuztragenden Heilands während der Betrachtung und der heiligen Messe vor sich liegen. Ebenso treu war sie in der täglichen Verrichtung des heiligen Rosenkranzes, des heiligen Kreuzweges und der geistlichen Lektion. Doch auch bei der Arbeit war ihr der innere Verkehr mit Gott ein Herzensbedürfnis. Sie hatte ein großes Streben nach innerer und äußerer Abtötung, deren Alte sie besonders in der letzten Zeit täglich zu vermehren suchte, jene Selbstüberwindung, der jede Weichlichkeit verhaft ist, einen offenen und freimütigen Sinn, der nicht zu schmeicheln verstand, Klugheit und Besonnenheit. Gern führte sie in ungezwungener Weise ein geistliches Gespräch, wobei der Mund aus der Fülle ihres frommen Herzens redete.

ans Ende der Welt kniesällig um ein Kreuz baten, wären wir nicht wert, eines zu bekommen, aber der liebe Gott gäbe es uns umsonst. Eine große Gnade seien Leiden und Krankheiten. Tags darauf (9. Juni) legte sie sich niedrig zu ihrer langen Todeskrankheit, die mit Rippenfellentzündung begann und mit Auszehrung endete.

Gleich in den ersten Tagen empfing sie mit rührender Andacht die heiligen Sterbeakamente. Eine Zeit lang fasste man Hoffnung auf ihre Wiedergenese. Aber das Fieber blieb, allmählich hustete sie in oft schmerzlichen Anfällen fast den ganzen rechten Lungenflügel aus. Groß waren ihre Schmerzen in den Beinen, die sie nicht bewegen konnte, und in dem armen, wunden Rücken. Sie litt mit sich stets gleichbleibender Geduld und Ergebung, dachte viel an den gekreuzigten Heiland und an die



In der Wäscheküche.

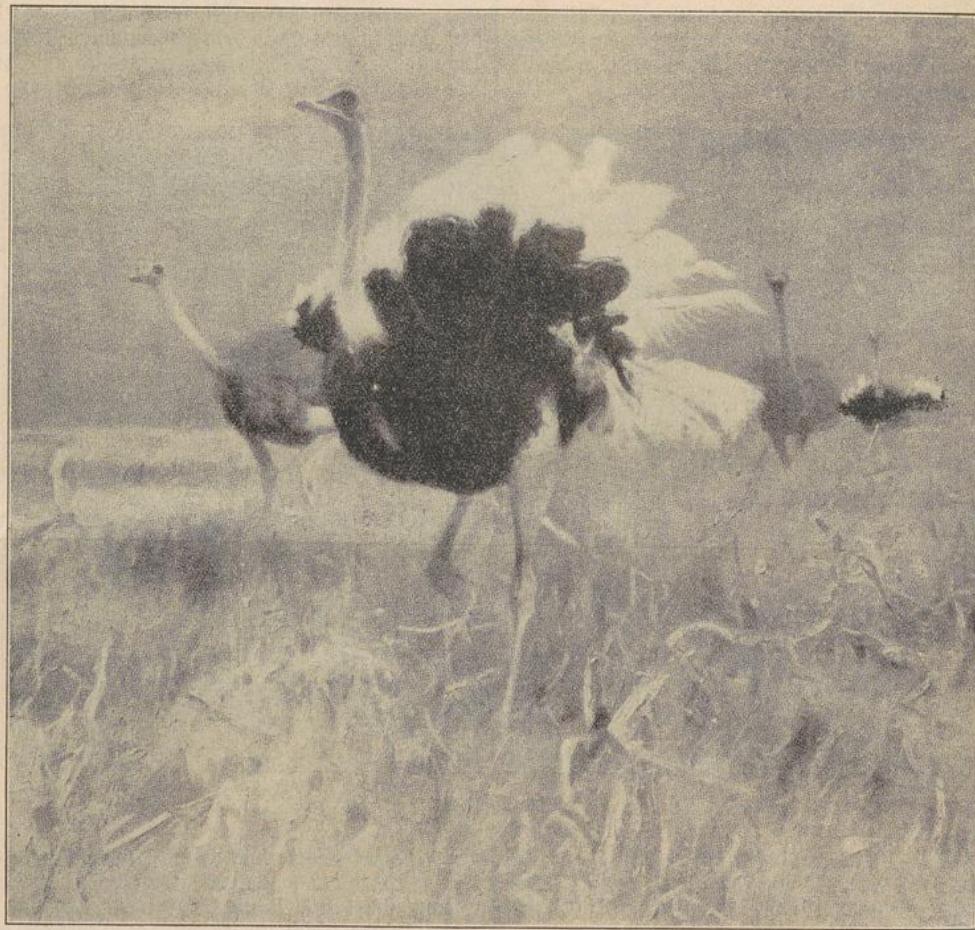
Daß ein solcher Liebling Gottes nicht ohne Leid ein durfte, bedarf wohl kaum der Erwähnung. War sie auch von kräftiger, gesunder Konstitution, so fehlte es ihr doch nicht an heftigen Kopfleiden, an manchmal monatelang andauerndem Ohrensausen. Vor Jahren bekam sie einen bösen Finger, der von da an gebogen blieb. Vor zwei Jahren brachte sie ein dreimonatliches typhöses Fieber (enteric fever) fast an Grabesrand. Seit Jahren war sie ganz ergraut, obgleich erst in den Vierzigern stehend. Im schönsten Lichte zeigte sich ihr Fieber in der ersten Hälfte ihres Sterbejahrs 1910, als viele Kinder und eine Schwester am Fieber schwerkrank darniederlagen: Tag und Nacht wischte sie nicht von den Kranken. Damals, meint man, holte sie sich den Todesfeim. Sie nahm nämlich eine schwerkrankte Frau aus dem Christendorfe auf, die einen fast pestartigen Geruch von sich gab und binnen kurzem nach erhaltener liebevoller Pflege starb. Seitdem zerfielen ihre Kräfte schnell. Sie mühte sich zwar noch ab in gewohnter Weise, scherzte wohl auch fröhlich, daß sie nun auch schon ein halbes Jahrhundert alt sei. An einem Mittwoch des Juni sagte sie in der Refektorium, sie habe gelesen, wenn wir Gott bis

armen Seelen, sagte wiederholte, sie wolle gern so lange leiden als Gott wolle und wünsche nicht, schnell zu sterben, um den Leiden zu entgehen. Es war rührend anzusehen, wie die einst so kräftige Schwester etwa vier Monate lang so geschwächte, so abgezehrt, so hilflos dalag; sie, die so vielen geholfen, war mit tiefliegenden Augen und ganz eingefallenen Schläfen zuletzt fast buchstäblich auf Haut und Knochen abgezehrt.

Ein großes Opfer verlangte Gott von der Liebhaberin des eucharistischen Heilandes, daß sie die heilige Kommunion nur zweimal in der Woche empfangen könnte, weil sie vor brennendem Durste öfters in der Nacht trinken mußte. Doch war sie überaus dankbar, daß die Güte des heiligen Vaters seit einigen Jahren den Schwerkranken, auch ohne nüchtern zu sein, so oft die heilige Kommunion gestattet. Früher hatte sie öfters den Wunsch geäußert, sie möchte gern an einem Mittwoch sterben, und betete täglich zum hl. Joseph um eine glückliche Sterbestunde. Ihr Wunsch wurde erfüllt. Obgleich bereits zwei Tage im Sterben liegend, lebte sie doch noch bis Mittwoch Abend. Oft bewegten sich ihre Lippen in leisem Gebete. Vor 6 Uhr bat sie

Schwester Walburga: „Helfen Sie mir beten! Bald geht's hinauf.“ Zweimal ließ sie sich: „Hilf, Maria! Es ist Zeit usw.“ vorbeten. In Gegenwart des die Sterbegebete verrichtenden Priesters, umgeben von den tiefergriffenen und stille weinenden und betenden Schwestern, verschied sie ohne Todeskampf, die Sterbekerze in der einen, das Sterbekreuz in der anderen Hand: es war ein langsam, friedliches Aushauchen ihrer edlen, opferwilligen Seele. Ein Opfertod krönte das Opferleben. Die dumpfen Töne der Totenglocke erweckten in

Beistand zuteil, und da während ihrer Sterbewoche dieselben am Generalkapitel in Mariannhill teilnehmen mußten, vertrat sie der hochwürdige P. Paulus, ein junger Priester aus Mariannhill. Als zwei Tage vor ihrem Hinscheiden Schwester Kletta abends ihre Marienhausmädchen zum Gebete für die Sterbende aufforderte, knieten alle gleich nieder und diejenigen, welche schon zu Bett waren, sprangen heraus und beteten mit. Dann rührten sie einstimmig all das Gute, das sie in den vielen Jahren an ihr gesehen: ihren Gebetseifer, ihre



Auf der Flucht.

ganz Czenstochau eine feierliche Stille, viele eilten in die Kirche, alle fühlten, daß die Station ein kostbares Leben verloren.

Die allgemeine Hochschätzung der Verstorbenen war schon während ihrer Krankheit offenbar geworden. Der hochwürdige Propst, ehrwürd. Vater Gerard, der als Rektor von Czenstochau jahrelang ihr Beichtvater gewesen war, ließ ihr noch auf dem Krankenbette für alles danken, was sie all die Jahre an den vielen Kranken in Czenstochau getan. Er schrieb, er sei fest überzeugt, daß an ihr die Worte in Erfüllung gehen: „Beati mortui, qui in Domino moriuntur. Amodo iam dicit Spiritus, requiescant a laboribus suis, opera enim illorum sequuntur illos.“ Von den hiesigen hochwürdigen P. Missionären wurde ihr aller denkbare priesterliche

Liebe, ihre Geduld, ihre Nachtwachen, ihre Reinlichkeit und so weiter. Daran konnte man wieder einmal die Beobachtungsgabe unserer Schwarzen und die Macht des guten Beispiels erkennen. Im Laufe des Donnerstages kamen die Schulkinder und Marienhausmädchen zahlreich zur aufgebahrten Leiche und beteten, einige gar einen ganzen Rosenkranz.

Freitag früh wurde ein Requiem für die Verstorbene gesungen, an welches sich die Beerdigung anschloß. Sie war die zweite Schwester, welche seit der Gründung Czenstochaus dafelbst starb und wurde daher neben ihrer Vorgängerin, der † Schwester Methodia, zur Erde gebettet. Die gute Schwester ist gewiß glücklich zu preisen: sie hat den schweren Kampf bestanden und den Siegespreis errungen. Aber in Czenstochau ist durch ihr Hin-

scheiden eine schmerzlich empfundene Lücke entstanden: einsam und leer ist's im Krankenzimmer geworden, wo sie wie ein guter Geist mild und treu 15 Jahre lang ihres Amtes waltete. Möge der liebe Gott in seiner Güte Erbarmen!

Wenn wir jetzt zum Abschiede am frischen Grabe niederknien, füllt heilige Führung unser Herz: Die da unten friedlich schlummert, hat Gott geliebet und viele Opfer gebracht Gott zu lieben. Sollten wir ihr nicht nachahmen in der Liebe Gottes, Gott mehr lieben als bisher? Und warum nicht gleich, da die Gnade Gottes uns fortwährend drängt zu größerer Liebe und größeren Opfern?

### Die wirkliche Gegenwart Christi im allerheiligsten Sakramente.

Eine vornehme geistreiche Dame, welche vor längerer Zeit vom Protestantismus zur katholischen Kirche zurückkehrte, fühlte sich, als sie zum erstenmale die reine katholische Lehre von dem allerheiligsten Altarsakramente vernahm, von diesem erhabenen Geheimniß so ergriffen, daß die Begeisterung, womit sie ihren damaligen Seelenzustand schildert, ganz geeignet ist, ein jedes empfängliche Gemüt nicht nur zu erbaulen, sondern auch zu gleicher Liebe für das höchste Liebesgeheimnis zu entflammen. Wir wollen deshalb ihre Schilderung hier im Auszuge mitteilen.

„Als mein Ohr“, so schreibt die Dame, „zum erstenmale von der wunderbaren Gegenwart Jesu Christi im heiligsten Sakramente vernahm, da bekam die Welt für mich eine andere Gestalt, einen anderen Mittelpunkt und die Erde ein anderes Antlitz. Es war im Winter vergangenen Jahres, als endlich, statt meiner Bücher, ein lebendiges Wort zu meiner Seele sprach und ihr, als sie sehr erregt, betrübt und traurig war, sagte, daß das fleischgewordene Wort, der Sohn Gottes, unter uns fortlebe und auf den Altären, wahrhaft, wirklich und lebendig, allezeit bereit, die Mühseligen und Beladenen zu erquicken, die Herzen der Traurigen zu trösten, die Schwachen zu stärken, mit himmlischen Frieden die arme, beunruhigte Seele zu erfüllen u. v. — Eine solche Liebe meines Gottes, die der Protestantismus nicht kennt, welcher öde Gotteshäuser und kalte Altäre hat, machte einen so großen Eindruck auf mich, daß ich von diesem Augenblicke an mit der tiefsten Ehrfurcht, mit liebender

Scheu die katholische Hedwigskirche betrachtete, wenn ich an ihr vorüberging oder auch nur an sie dachte. Und wenn dann mein Blick auf eine protestantische Kirche fiel, ergriß mich ein mitleidiges Gefühl und ich seufzte tief: „O du arme seelenlose Leiche!“ —

Und was ist nicht erst der Altar in einer katholischen Kirche? O, es ist nicht auszusprechen, was er alles ist! Wer aber gläubig vor ihm kniet, der wird dessen inne und empfindet es. An diesem Altare sollte die ganze Menschheit niederknien, den Mensch gewordenen Gottesohn anzubeten, der sie mit seiner Gegenwart begnadigt. Und ach, von Ihm sind Tausende, ja Millionen abgerissen und in eine Odeur des Daseins gebannt, worin ihr innerstes Leben trübselig verkümmert, weil es nicht in lebendiger Gemeinschaft mit dem göttlichen Leben ist und weil es wie eine abgerupfte Blume des Zusammenhangs mit der nährenden Wurzel entbehrt!“

„Bei der ersten Fronleichnamsprozession, der ich bewohnte, da der Herr sakramental sich mitten unter uns befand und als König der Seelen und als König der Schöpfung seinen Triumphzug hielt, taten sich die Augen meines Geistes, die vorher so lange gebunden waren, erst recht auf, und ich erkannte ganz den lieben Herrn in der Brotsgestalt. Das Wort des Propheten Isaäas: „Du bist ein verborgener Gott und Heiland!“ hallte tief in meiner Seele wieder, und die Bedeutung desselben war mir jetzt vollkommen klar.“

Von dieser Zeit an suchte ich nicht mehr wie früher, auf weiten Reisen die Ruhe des Herzens; nicht mehr den Winden und Wellen vertraue ich mein schwaches Leben an; ganz nahe ist mir die Hand, welche die Mühseligen und Beladenen erquicht, jede drückende Bürde erleichtert und dieselbe in heiliger Liebe sanft und süß macht!

O, des Schmerzes, daß Tausende, ja Millionen der Seligkeit beraubt sind, vor dem verborgenen Gott und Heiland niederzuknien und Ihn anzubeten! —

Ja, fürwahr, nur mit Schmerz und Wehmut kann eine fromme Seele daran denken, wie sogar viele, nicht nur Irrgläubige, sondern auch Katholiken dem höchsten Geheimniß der Liebe entfremdet sind; wie sie den Gott der Liebe nicht erkennen in der Brotsgestalt; wie sie gar nicht an Ihn denken und, fern von Ihm der himmlischen Quelle des lebendigen Wassers, den Durst ihres Herzens aus schmutzigen Bisternen des Verderbens zu löschen suchen. O, beten wir für sie und für uns um eine bessere Erkenntnis ein andächtiges Vater unser und Ave Maria.

### Brave Kinder.



Herr: Warum habt ihr denn dem Fuhrmann dort eine lange Rose gemacht?  
Kinder: Das machen wir immer so, wenn ein Kohlenwagen vorbeifährt, damit der Fuhrknecht Kohlenstücke nach uns wirft; die bringen wir dann der Mutter zum Heizen.

Ein salomonisches Urteil O hm Pauls. Es ist bekannt, daß Präsident Krüger häufig in Streitigkeiten zwischen Büren als Schiedsrichter angerufen wurde; man hatte ein unbedingtes Vertrauen zu seiner Klugheit und Rechtlichkeit. So wählten ihn auch eines Tages zwei Verwandte zum Schiedsrichter. Es handelte sich darum, ein Besitztum, das ihnen bisher gemeinsam gehört hatte, zu teilen; aber sie konnten sich nicht einig darüber werden, welchen Teil des Gutes jeder haben sollte. Krüger, der unter dem Schutzbach seines Hauses saß und Rauchwolken zum Himmel emporblies, hörte ihre Beschwerden schweigend an. Sie wurden bereits heftig, und der Streit schien einen schlimmen Ausgang nehmen zu wollen, als O hm Paul sie plötzlich unterbrach. Zu dem einen der Kläger sagte er: „Du wirst das Gut nach Deiner Idee in zwei Teile teilen.“ Und zu dem anderen: „Du wirst den von den beiden Teilen nehmen der Dir am besten passen wird.“ Der weise Salomo selber hätte kein besseres Urteil fällen können. Da der erste Kläger nicht wußte, welches Stück sein Verwandter nehmen würde, hatte er das größte Interesse daran, die beiden Teile vollkommen gleich zu machen. So wurde dank der Klugheit des Präsidenten ein Streit entschieden, der, wenn er vor den gewöhnlichen Gerichten gebracht worden wäre, zu großen Schwierigkeiten Anlaß gegeben hätte und für Generationen die Ursache des Hasses gewesen wäre.

### Briefkasten.

A. 1. Anmeldungen für die nächste gemeinschaftliche Abreise Mariannhiller Postulanten müssen bis spätestens Ende Februar erfolgen.

D. 2. Es sind immer noch Mariannhiller Missionskalender für 1911 vorrätig.

S. 3. Wir senden das Bergismann nicht an unsere bisherigen Abonnenten ununterbrochen weiter, wenn es nicht ausdrücklich abbestellt wird.

R. 3. Für gebrauchte Stahllederhosen haben wir keine Verwendung. Noch gut erhaltene gebrauchte Kleider jeder Art nehmen wir gern, minderwertige werden uns durch die Verhandlungen zu teuer.

### Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Goësdorf, Eßen, Medebach, Detmold, Bonn, Fretter, Beynwerb, Thalwenden, Förde, Eifel, Rüttenscheid, Köln, Döllmenhorst, Lippespringe, Münster, Eicherscheid, Straß, Clotten, Conttern, Alsbach, Speldorf, Bottrop, Kray, Bungenich, Cochem, Grevenbroich, Gelsenkirchen, Heilßberg, Rehlingen, Ingendorf, Würselen, Aachen, Wanne, Garsdorf, Wiedenfeld, Celle, Minheim, Hasselsmeier, Averich, Godesberg, Gärzenich, Badum, Bitburg, Flöze, Horn, Delde, Pfalzendorf, Belecke, Hüttersdorf, Plaist, Hirtel, Ochtrop, Herrentrop, Brand, Würselen, Hengen, Frintrop, Wiesmühl, Beifam, Ottobeuren, Obersebach, Mehlbach, Neudorf (Elsäß), Steinburg, Altdorf, Hörmannsberg, Zell i. W., Reichenbach, Zangberg, Großheubach, Hohenberg, Neudorf, Wörth, Dierßen, A. B., Erding, Smilowitz, Loslau, Habelschwerd, Bobten, Bochum, Bicht, Crefeld, Milchenbach, Eifel, Cleve, Dordt, Ahweiler, Emmerich, Hochheim für 1 Heidentind Petrus Paulus.

Dankagungen  
gingen ein aus: Lüburg.

### Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Buchen, Unterlinach, Stöckard, Stuttgart, Heidingsfeld, Neukirch-Öhle, Rottenburg, Günzburg, Unternherrn, Seitenbuch, Niederhomburg, Acholshausen, Nürnberg, Mantlaach, Hainsfarth, Niederbronn, Nensang, Kochertürn, Mering, Aschau, Helfersried, Untertraubach, mehrere aus Amerika, Langenbrück, Hauzen, Grünwald, Zangberg, Hohenberg,

Freystadt, aus Niederbayern, Hettstadt, Frankensteine, Alt-Baßdorff, Schleiergrube, Flawil, Andwil, Wil, Hermetichwil, Derlton, Seebach, Bronschhofen, Lofstorff, Stein, Uzwil, Hettenschwil, Oberendingen, Lachen, Balsach, Wilshaus, Rehstein, Horn, Weggis, Wigoltingen, Zug, Gersau, Altdorf, Orten, Morbach, Gundheim, Geesien, Medebach, Detmold, Brokdorf, Sögel, Freudenthal, Köln-Lindenthal, Heimersheim, Eulen, Bernebach-Eues, Gilzem, Eicherscheid, Eßen, Olpe, Lembeck, Grevenbroich, Rheine, Börsinghausen, Hensweiler, Trefeld, Gelsenkirchen, Freiburg, Drolshagen, Haddenbroich, Garßdorf, Kempen, Müntheim, Eppeldorf, Clarkholz, Niederleedenberg, Paderborn, Goch, Bremen, Rommerskirchen, Münster, Uffstetten, Tetingen, Kirchhellen, Sögel, Emmerich, Stolzen, Schäfers, St. Gallen, Andwil, Eberdingen, Großwangen, Oberwil, Büttich, Gredingbach, Tavanaja, Steinbrunn, Berschis, Altweis, Meltingen, Adliswil, Baden, Kirchberg.

### Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltätigkeitsbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Maria Lindauer, München. Katharina Braunwarth, Sulzbach a. M. Rosalie Schönfelden. Magdalena Bünzemann, Obing. Madame Gasser und Marie Scheubel, Dollern. Marg. Klent, Steinbach. Veronika Zörg, Hefenthal. Maria Weibel, Breslau. Anna Driekan und Maria Göß, Kaulwitz. Pauline Beirwista, Zeisendorf. Clemens Beichorner, Habelschwerdt. Johannes Hein, Hausdorf. Johann Weigt, Tillingendorf. Bernhard Mengle, Erding. Maria Anna Uebelhor, Sigishofen. Frau Menges, Mülhausen. Mich. Müller, Großentwied. Maria Baumer, Zinzenreith. Jos. Egels, Osterhofen. Rosina Steigenberger, Magnetsried. Franziska Gebhard, Königsdorf. Frau Kürmaier, Kernaigen. Elisabeth Aigner, Hauersdorf. Theres Neumeier, Landau a. d. Lina Brückner, Ernt. Josefa Löhr, Dörsprozelten. Rosalia Schönfelden und Maria Greiner, Hochdorf. Kress, Schladter, Tiefenstein. Karl Unser, Kirchhauen. Katharina Blank, Aschelwangen. Magdalena Wilhelm, Sulz. Andreas Munz, Pfarrer, Niedervangen. Kath. Winter, Artheid. Anna Engelhardt, Höhenberg. Georg Fiel, Gebenbach. Vitus Diebold, Heilbronn. Joh. Gg. Bieler, Schlatt. Quirin Greul, Steckenborn. Frau Ossele, Eßen. Joseph Kohner, Eich a. d. Alz. Franz Jos. Egler, Ahmannshausen. Anna Lamberts, Eßen. Heinr. Jos. Klein, Geber. Anton Wagner, Godesberg. Wilhelm Heermann, Börsinghausen. Johann August Normann und Frau Bernardine Krapp, Harpendorf. Franz Körner, Warstein. Frau Anton Scherer, St. Wendel. Adelheid Leiser, Ammelo. Jakob, Maria und Irma Linster, Wiedingen. Anna Dulich, Wanne. Witwe Brachtbauer. Witwe Wörnberg, Silberg. Nikolaus Reuter-Bos, Eppeldorf. Johanna Holbeck, Mühlen. Heinrich Boomen, Nienkerl. Margaretha Sabel, Limburg. Jakob Stengel, Steinberg. Anton März, Pfr. Baumkirchen. Rosina Rohrmoser, Schellschwang. Kreszenzia Baudrexel, Peiting. Hermann Walter, Oberhörsheim. Philomena Krieg und Theres Trautmann, Rasdorf. Josel Sämitt, Schmachtenberg. Sophie Meyer, Rothalden. Robert Neß, Dingelstädt. August Dusser, Molsberg. Rothburga Weihenberger, Reichenberg. Josefine Jos. Niedervoren. Mich. Hantmann, Bodenwöhr. J. Geiger, Pfr. Hünheim. Witwe Kreibig, Sorau. Joh. Kraus, Pfr. Pfalzschbach. Jos. Remer, Pfr. Neuhäuser. Karoline Wollarth, Gommersdorf. Margaretha Hary, geb. Haub, Dimmersheim. Andreas Becker, Obermürzach. Theresia Friedle, Odenburg. Johanna Schmid, Pötmes. Christian Uth, Obernüst. Adelheid Goldbach, Waltes. Maria Enderle, Ullmendingen. Anna Baringer, Alsfeld. Ursula Nagl, Wülflosen. Anna Diermeier, Hagenau. Theres. Bäbler u. Anna Brunner, Geislingen. Kreszenz Kint, Niedelswald. Jakob Geiger, Kleinfischlingen. Andreas Fischer, Rosina Schütz und Barbara Harlach, Geislingen. Anna Lacher, Elisab. Burger und Marg. Weiß, Bilsed. Johanna Schmid, Balsweiler. Emma Witz, Dahl. Wilhelm Göbig und Adelheid Eich, Heinrichsthal. Johann Burger, Wolfratshausen. Josefine Schott, Obergrombach. Clara Häfner, Mondfeld. Maria Reuß, Bieberehren. Konrad Leiß, Burgstall. Johann Hößel, Pietenfeld. Sophie Tischmacher, Günzburg. Barbara Hindelang, Dillingen. Gertrud Nadmacher, Maaret. Frau H. Messert, Bochum. Pfarrer Aufamp, Ochtrop. Heinrich Josef Klein, Geber. Katharina Jordan, Sankt Jürgen. Kath. Gölz, Mülheim a. Rhein. Ven Sr. M. Rosa, Scranton, Pa. Mrs. Keri, Buffalo, N.Y. Mrs. Eisele, Philadelphia, Pa. Maria Anna Forkenbrock, Dyerwille, Iowa. Johann Rosi, Detroit, Mich. Anton Dres, Brooklyn, N.Y. Johann Damenhöfer, Brooklyn, N.Y. Josef Schall, St. Fiden. Theresia Rückstuhl, Tobel. Herr Roos, Zugern. Frau W. Affolter, Günzburg. Barbara Henle, Widnau. Witwe Ulrich-Schelbert, Idar. Witwe Kimensberger, Gossau.

Nachdruck jämmerlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kopp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H. Würzburg.